Mus. Th.
5180
zaq

…ing,
…mer's
…end

…M.

Mus. th. 5180 zaq

Schilling
(Wagner)

A. Schilling

Aus

Richard Wagner's Jugendzeit

Berlin
Verlag von F. E. Entrich
1898

4099

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Aus Richard Wagner's Jugendzeit.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Aus Richard Wagner's Jugendzeit

von

A. Schilling.

Berlin
Verlag von F. C. Entrich
1898

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Es ist eine erwiesene, unbestreitbare Thatsache, daß die Entwickelungsgeschichte bedeutender Menschen schon in ihrer frühesten Kindheit beginnt.

Ihre Eigenart zeichnet sie vor andern ihresgleichen mehr oder weniger vortheilhaft aus. Sie sind Kinder wie andere auch, mit ihren Neigungen, Wünschen, Unarten, aber in all ihrem Thun sieht der scharfe Beobachter schon den werdenden Künstler, Dichter oder Helden, d. h. wenn er in späteren Jahren die Kindheit des Gefeierten verfolgt.

Der erste unbewußte Lichtblick der Kinderseele, seine ausgesprochenen eigenartigen Nei=

gungen, sie führen sicher zum Endzweck; langsam fügt sich Stein an Stein bis das wunderbare Kunstgebilde vollendet ist.

Ein liebendes Herz bewahrt sie alle auf, die tausenderlei kleinen unbedeutenden Nichtigkeiten, die selbst mit erlebt, ewig unvergeßlich sind.

Vor mir sitzt die liebenswürdige Frau in ihren schönen weißen Locken, den jugendlich glänzenden blauen Augen und den geistvollbelebten Zügen der Familie Wagner, die Lieblingsschwester Richard Wagners, Frau Cäcilie Avenarius und erzählt mir aus ihrer Jugend und Kinderzeit, die sie unzertrennlich mit ihrem Bruder verlebt.

Die Jahre treten zurück, gebannt von der Erinnerung; aus dem Schatten der Vergangenheit steigen liebliche Bilder hervor in unverwischbarer Klarheit. Episode an Episode reiht sich wie eine Schnur Perlen aneinander und ich sitze zu ihren Füßen und nehme alles Erzählte in mich auf.

Nicht einmal, hundertmal hat die theure Frau, die ich wie eine Mutter liebte und verehrte und in derem Hause ich meine frühe Jugend verlebte, mir diese lieblichen Kindererinnerungen erzählt. Sie führte mich an das Haus, in jetzt veränderter Gestalt, darinnen sie in Dresden mit Mutter und Geschwistern gewohnt, sie zeigte mir die Stelle, wo das kleine Hüttchen gestanden in dem sie ihren Loschwitzer Sommeraufenthalt genommen, neben der Burgbergtreppe die ehemalige Bühne des kleinen Dichterkomponisten.

Sie schilderte so lebhaft, mit so hellen Farben, daß ich die beiden munteren Geschwister leibhaftig vor mir her flattern sah und alle Begebenheiten gewissermaßen mit ihnen erlebte.

Wie verstand sie es aber auch zu erzählen! —

Ich habe es versucht, mir alles Gesagte aufzuschreiben, in aller Treue wie es mir ge-

schildert. Und so entstanden nachfolgende kleine Episoden aus dem Kinder- und Jugendleben des großen Dichterkomponisten.

Jedenfalls sind sie von treuer Wahrhaftigkeit. So gebe ich denn diesem Büchlein meine besten Wünsche mit auf den Weg und hoffe, daß es, bei der großen Beliebtheit und Verehrung des genialen Künstlers, überall freundliche Aufnahme finden möge.

Berlin, Weihnachten 1898.

Die Verfasserin.

Ein Geburtstag.

Die freundliche Frühlingssonne warf ihren goldnen Schein über das liebliche Loschwitz. Die rothen Dächer der Häuschen und der kleine altersgraue Kirchthurm prangten im Lenzesschmucke, von Maienzauber übergossen. Sonntagsstille weit umher.

Ich erstieg am Arme meiner hochverehrten mütterlichen Freundin, Frau Cäcilie Avenarius, die schmalen holperigen Stiegen des ehrwürdigen Burgbergs. Wir setzten uns ermüdet ein wenig am Wege nieder und blickten in das anmutihge Elbthal hinunter, und jedes hing einen Augenblick schweigend seinen Gedanken

nach. Da erhob die ehrwürdige Frau plötzlich das mit silbergrauen Locken umrahmte Gesicht, und ein wehmüthiger Zug überflog ihr Antlitz.

„Wie wunderbar!“ sagte sie mit leisem Seufzer. „Alles, alles ist dasselbe geblieben da unten und hier herum, mit wenigen Abänderungen, wie damals, als ich vor vielen Jahren als munteres Kind den Berg heraufsprang und meinem geliebten Bruder Richard die Coulissen seines Theaters nachschleppte, während er, gleichfalls bepackt, die Bühne und die Figuren trug.

Es ist heute der 22. Mai, der Geburtstag Richards, und es war damals ein so schöner Frühlingsmorgen wie der heutige. Ich sehe sie vor mir die muntere Kinderschaar, die uns lachend und singend folgte, jeder mit irgend etwas beladen, um eine Theatervorstellung würdig herrichten zu können.

Meine Mutter, meine Geschwister, unser

Hauslehrer und verschiedene Bewohner der Nachbarhäuschen sahen uns heiter nach, wie wir im Schweiße unseres Angesichts zur Feier des Tages uns unverdrossen mühten.

Die Kindheit kennt kein Ermüden, und der alte Burgberg wurde unzählige Male von uns herauf- und hinuntergeklettert, bis alles herbeigeschafft war, was dem kühnen Unternehmer dieser Galavorstellung nothwendig erschien. Ganz zuletzt mußte noch der Zuschauerraum würdig hergestellt werden. Steine und Bretter, abgerissene Stakete, Baumstumpfe und für die Ehrenplätze einige Holzschemel standen bald in malerischer Unregelmäßigkeit um die Stelle hoch oben, wo jetzt das dichte Weingitter sich erhebt.

Es war wahrhaftig keine kleine Arbeit; aber viele Hände machen bald ein Ende, und in der Mittagsstunde, wo es die Sonne gar zu gut meinte mit den kleinen, barhäuptigen Bauleuten, war glücklich der letzte Sessel in

Gestalt unseres etwas wackeligen Küchenstuhls an seinen Ort gestellt und der Bau des Theaters als vollendet zu betrachten.

Wir wurden zum Essen gerufen, aber Richard war nicht zu bewegen, seinen mühsam hergestellten Kunsttempel zu verlassen; er vertraute die Aufsicht keinem Kameraden an und so beschloß er denn, seinen Magen für heute ein wenig fasten zu lassen. Was thut man nicht um der Kunst willen!

Die Mutter gestattete aber, daß ich, in ein kleines Körbchen verpackt, dem Bruder sein Mittagbrot hinauftragen konnte.

Da saßen wir glücklichen Kinder denn auf einem über Feldsteinen gelegten Brette, einen Küchenschemel als Tisch, an einsamer Stelle auf hohem Burgberge, und niemals hat uns das Essen herrlicher geschmeckt. Dazu war der Himmel so blau und die Sonne so heiß wie

gewöhnlich nur im Monat August. Unser Mahl war beendet.

Richard trug gewissermaßen als Generalprobe, noch einmal sein ganzes großes Schauerstück mit lauter leidenschaftlicher Stimme mir vor. Ich weiß nicht mehr genau, wie der Titel lautete, aber es war sehr traurig und ergreifend, denn einer erdolchte oder vergiftete immer den andern, bis endlich keiner mehr übrig blieb und ein großes Leichenfeld den letzten Akt bildete.

Ich weinte theilnahmsvoll mir meine Augen ganz roth und packte schluchzend die leeren Teller wieder in meinen Korb. Während Richard dann wie ein siegender Feldherr mit stolzem Selbstbewußtsein um sein Theater mit untergeschlagenen Armen herumwanderte, kletterte ich die ausgetretenen Stufen, noch tief bewegt hinab, mehr als je voll inniger Bewunderung für Richard.

Die Vorstellung war um vier Uhr angesetzt. Die Mutter reichte daher uns und unseren kleinen Gästen schon um drei Uhr Kaffee und den schönen Geburtstagsstollen. Ich nahm mir kaum Zeit, meine kleine Tasse zu leeren, und in einem Kännchen trug ich wieder dem pflichttreuen Unternehmer, Dichter und Schauspieler seinen Kaffee nach dem Burgberge.

Er trank hastig, den Kuchen schob er in seine Tasche, da er augenblicklich zu aufgeregt war um zu essen. Ich blieb bei ihm und noch einmal wurden die Figuren der Theaterpuppen einer genauen Besichtigung unterworfen. Die Schwestern hatten sie kunstvoll herausgeputzt mit seidenen Stoffen und Gold- und Silberfäden, mit wirklichen Perlenschnüren und langen Schleppen und die Ritter mit Schwertern und Dolchen von Blech geschnitten und Federn auf den Helmen. Das war eine Herrlichkeit!

Die alte Glocke auf dem Loschwitzer Kirchthurme verkündete die vierte Stunde. Da kam eine ganze Prozession von munteren Kindern den Burgberg herauf und die Geschwister, der Hauslehrer und wirklich auch die Mutter selbst trotzten den glühenden Sonnenstrahlen, um Bruder Richards großes Trauerspiel anzusehen und seinen Geburtstag würdig zu feiern.

Die Plätze wurden vertheilt. Halb Loschwitz umstand den Theaterraum. Mit Kind und Kegel kletterten sie den Berg hinan und lagerten sich, wo es nur anging.

Große Erwartung in Aller Mienen. Richard verschwand hinter der Decke, um den Vorhang aufzuziehen. Totenstille weit umher.

Da war es, als ob aus weiter Ferne ein donnerähnliches Geräusch erscholl.

Der Vorhang ging langsam in die Höhe. Die Sonne schien über die Bühne und die

künstlichen Waffen der tapferen bärtigen Ritter glänzten und funkelten. Und Richard dirigirte seine Figuren und sprach für alle mit seiner klaren, hellen Stimme. Und bald riß er alles durch seine sich steigernde Leidenschaftlichkeit mit fort.

In seine zornigen, niederschmetternden Worte mischte sich der immer näher kommende Donner eines schnell heraufziehenden Gewitters. Wir merkten es nicht. Schon fielen einzelne schwere Tropfen.

Richard spielte ruhig oder vielmehr sehr erregt weiter. Ein Tumult entspann sich auf der Bühne. Die Helden fielen über einander her.

Da erhob sich plötzlich ein furchtbarer Sturm und hob das leichte Theater wie ein loses Blatt in die Höhe, die Figuren flogen nach allen Seiten, der Vorhang zerriß in Fetzen, und nun öffnete der Himmel seine

Schleusen, ein wolkenbruchartiger Regen strömte herab und schwemmte fort, was der Orkan verschont.

Welch' ein Jammer!

Richard stand mit fliegenden Haaren, den Rest seines zerstörten Theaters mit den Armen umschlingend. Ich sprang hinauf und versuchte zu retten, was möglich war. Dazu peitschte der Regen uns ins Gesicht und der Mutter Stimme gebot uns, ihr zu folgen.

So stiegen wir denn tief betrübt die aufgeweichten Treppenstufen hinab. Richards Augen füllten sich mit Thränen, die er vergebens zu unterdrücken strebte.

Dann und wann brachte ein gutmüthiger Spielkamerad noch eine aufgefundene Figur mit verdorbenen, zerfetzten Kleidern und ausgewaschenem Gesicht. Unwiderruflich verdorben für alle Zeit. Ich weinte natürlich auch, aus Mitleid für meinen Bruder. Er hatte sich

doch sehr darauf gefreut und es war ja sein Geburtstag.

Im Häuschen angelangt, zog die Mutter ihren kleinen Sohn zu sich heran.

„Mein Kind!“ sagte sie zärtlich, die nassen Haare dem armen Burschen aus der Stirn streichend. „Du mußt die Sache nicht zu tragisch nehmen. Es ist das erste Mal in Deinem Leben, aber sicherlich nicht das letzte Mal, daß Dir eine ersehnte Freude zu Wasser wird. Je eher wir dergleichen lernen, je besser für uns. Es ist eine weise Geburtstagsgabe, wir müssen sie nur verstehen in Anwendung zu bringen.“

Gewiß hat mein Bruder noch oft in seinem Leben dieser mütterlichen Rede gedacht. Mir wenigstens blieb sie unvergessen, wie jene verunglückte Geburtstagsfeier.

Alle sind sie vor mir dahingegangen, die Theueren, die an dem sonnigen Frühlingstage

den alten Burgberg bestiegen. Aber dieselbe Maiensonne scheint heute über das freundliche Loschwitz wie einst in den goldenen Tagen unserer Kindheit!"

Die ehrwürdige Frau erhob sich bei diesen Worten von der grünen Rasenstufe und reichte mir ihren Arm. Wir stiegen langsam höher und neben uns schritt die Erinnerung. Die Vögel zwitscherten um uns, herrlicher goldener Frühlingstag, lachendes Grün, knospendes Gesträuch, fröhliche Menschenstimmen und vom kleinen Kirchthurm herauf die hellen Glockentöne.

So feierten wir Richard Wagners Geburtstag. Das treueste Schwesterherz hat seiner zärtlich gedacht, bis es auch gebrochen.

Mir aber wird jener 22. Mai unvergeßlich bleiben.

Tristan und Isolde.

„Wo mögen nur die Kinder sein?“ fragte Frau Geyer*), aus ihrem Häuschen tretend und blickte forschend über das liebliche Elbthal, das sich zu ihren Füßen ausbreitete.

„Ja wo, liebste Mutter?“ lachte die muntere kleine Klara**) und befestigte das rosa Hutband unter dem runden Kinn mit einer großen, künstlerischen Schleife, „das mögen die Götter wissen, wenn sie je sollten Lust bekommen haben,

*) Die Mutter Richard Wagners.

**) Jüngere Schwester Richards. Sängerin an der Italienischen Oper in Dresden, Gattin des Tenoristen Wolfram.

einmal wieder unsere arme Erde zu besuchen; sie waren allwissend und könnten uns den Schlupfwinkel verrathen, wo unsere wilden Lieblinge ihre Bühne aufgeschlagen, denn sicher spielen sie wieder irgendwo Theater."

„Ja ich glaube auch, Du könntest recht haben, Schwesterchen," erwiderte die ernstere Rosalie*), die hinter der Mutter ebenfalls aus dem kleinen Hause getreten war, „diese Liebe zum Theater ist uns Wagners angeboren. Das liegt jedenfalls im Blute. Gelt Mutter, das meinst Du auch?"

„Fast scheint es so, denn Richard schreibt nur noch Theaterstücke," lächelte freundlich die Gefragte.

„Und was für welche! Voller Gluth und Leidenschaften, Mord und Totschlag, eines immer

*) Aelteste Schwester Richards. Dramatische Schauspielerin in Leipzig, Gattin des Professors Marbach.

schauerlicher als das andere. Er hat entschieden Talent für das Großartige!"

Klara hatte bei diesen Worten ihre Schleife fertig gebunden und spannte kokett ihr Sonnenschirmchen auf, den beiden Damen vorantrippelnd.

Noch einmal blieb die besorgte Mutter stehen und forschte nach ihren beiden jüngsten Kindern, die schon in aller Frühe ausgeflogen und nicht einmal zum Essen heimgekehrt waren.

Es war ein schöner, aber glühend heißer Augusttag und Mutter und Schwestern mußten nach der nahen Stadt. Das freundliche Loschwitz lag in friedlicher Stille; die Hausthüre blieb ungeschlossen, denn Diebe gab es damals nicht auf dem Lande und das alte treue Dienstmädchen der Familie hatte nur einen Gang zu thun und kehrte sicher bald heim, um die kleinen Flüchtlinge zu empfangen.

So fuhr denn die Mutter mit ihren Töchtern

nach Dresden und hoffte bald wieder nach Loschwitz zurück sein zu können.

Die gute, alte Christel, die alle Wagner-Kinder mit erzogen hatte und treulich für die Bedürfnisse der Familie sorgte, kam von ihrem Ausgang, bepackt mit verschiedenen Lebensmitteln, eilig zurück. Sie hatte sich nicht Zeit gelassen, alles Nothwendige mit zu bringen, da sie wußte, daß Frau Geyer nach der Stadt wollte. Sie fand die Thür offen und sah keinen Menschen im Hause.

„Natürlich," folgerte sie, „sind alle Kinder mitgefahren und du kannst in aller Ruhe und Gemächlichkeit das Versäumte nachholen. Vor Abend kehren die Herrschaften sicher nicht heim, bis dahin kann ich weitere Besorgungen machen und bin zehnmal wieder hier."

Resolut, ohne sich lange zu besinnen, legte sie die Pakete in der Küche nieder.

„Sieh da!" sagte sie, als sie auf der

warmen Stelle am Herde noch das für die Kinder aufgehobene Essen stehen sah, „sind die kleinen Strolche nicht einmal zum Mittagsmahle hier gewesen; da hat's gewiß was gegeben und der Appetit ist ihnen vergangen. Ja, ja, der Richard ist ein Sausewind und die kleine Eile folgt ihm wie ein Schatten; da hilft nichts, wenn die Mutter auch schilt. Nun haben sie nichts gegessen, die armen Dinger!"

Bedauernd den Kopf schüttelnd hing das Mädchen ein leichtes Tuch um, nahm den großen Korb, um nach Blasewitz zu gehen und ihre Einkäufe zu erledigen. Sie schloß sorgsam die Thür ab und schritt schnell vorwärts, um keine Zeit zu verlieren.

Am Fuße des alten Burgbergs, links von den ausgetretenen Stufen der unsicheren Treppe, war ein köstliches, lauschiges Plätzchen. Es hatte wohl ehemals eine Hütte dort gestanden; jetzt war sie eingefallen und nur einiges Mauer-

werk bezeichnete die Stätte; aber dichtes Gebüsch umzog wie eine Hecke den viereckigen Raum und schloß ihn vollständig ab.

Das war eine Bühne, wie man sie sich schöner gar nicht denken konnte.

Der scharfe Blick des kleinen Richard Wagner hatte bald dieses Kleinod entdeckt. Die Schwester wurde mit in das Geheimniß gezogen und nun hieß es durch Kunst der Natur nachhelfen. Versteckt lag der Ort, hohe Bäume verdeckten ihn, deren Kronen zusammen gingen und ein förmliches Dach bildeten. Die Sonnenstrahlen konnten nicht hindurch und der Regen, wenn er nicht zu heftig auftrat, vermochte das Blätterdach nicht zu durchdringen. Mit einem Worte, es war ein köstlicher Ort und der Lieblingsaufenthalt der beiden Geschwister.

Hierher schleppten sie ihre Spielsachen, hierher Obst, Brot und Kuchen. Es gab da einen tiefen Mauereinschnitt, der herrlich zu einer

Vorrathskammer paßte. Von Hunger waren die kleinen Ausreißer also nicht gequält, wenn sie hier halbe Tage lang ihr Asyl aufschlugen. Und dann hörte man auch die donnernde Stimme des leidenschaftlichen jungen Schauspielers nicht, wenn er seine Befehle herausbrüllte.

Hierher waren sie auch heute geeilt; die Stunden flohen dahin, ohne daß Lehrer und Schülerin es merkten. Es galt die Einübung eines neuen Schauerdramas und da die kleine Cäcilie wegen Mangels an anderen Schauspielern mehrere Rollen zu übernehmen hatte, kostete es gar viel Zeit.

Dem Dichter war sie oft nicht leidenschaftlich genug und ihr zartes Stimmchen reichte nicht immer aus für die Ausbrüche der Verzweiflung und des Schmerzes, die Richard Wagner seiner Heldin in den Mund gelegt. Es war daher keine leichte Aufgabe und die Wangen des kleinen Mädchens glühten vor Erregung.

Wer denkt da an Essen und Trinken und an die auf sie wartende Mutter!

Endlich schienen die größten Schwierigkeiten überwunden. Cäcilie hatte sich den Intentionen des Dichters untergeordnet und spielte die entführte gefangene Prinzessin zur Zufriedenheit des strengen Bruders. Wie leuchteten ihre Augen!

Unterdessen hatte sich der Himmel mehr und mehr bezogen, die Sonne versteckte sich hinter grauschwarze Wolken und fernes Donnern verkündete ein nahendes Gewitter. Da war aber auch die ganze Energie der kleinen Cäcilie verschwunden, die soeben die gefangene Königstochter — er hatte sie Isolde benannt — zum Entzücken des Meisters großartig gespielt. Thränen standen ihr in den Augen, denn vor einem Gewitter hatte sie eine entsetzliche Furcht.

„Komm nach Hause, bitte, Richard!“ flehte

sie den noch immer mit seiner Rolle beschäftigten Bruder an.

„Du bist eine Bangbüchse, Cile, schäme Dich!“ grollte dieser, „lass’ uns den letzten Akt noch zu Ende spielen!“

Aber bei aller Bewunderung und Liebe für den klugen Bruder, vermochte Cäcilie ihre Stimmung nicht zu bemeistern und es blieb dem jungen Direktor nichts übrig als gute Miene zum bösen Spiel zu machen und den Schlußakt beiseite zu legen.

Tristan beruhigte Isolde, zog die im Laube versteckten Stiefel an und nahm das Schwesterchen an die Hand. Das Gewitter zog mit Macht herauf.

Als die Kinder aus ihrem Versteck heraustraten, fielen große Tropfen, der Wind fuhr sausend durch die Bäume und beugte die ächzenden Wipfel, dazu brüllte der Donner

und die Blitze folgten so schnell aufeinander, daß die geblendeten Augen nur ein Feuermeer um sich erblickten.

Die Geschwister eilten so rasch, als ihnen der Sturm gestattete, über den aufgeweichten Boden. Das kleine mütterliche Häuschen war ja nicht allzu fern, wenngleich es ziemlich isolirt im Dorfe stand. Richard legte schützend den Arm um das Schwesterchen, deren nackte Füße in dem schlüpfrigen Boden ausglitten, denn sie war gegen der Mutter Gebot wieder barfuß fortgegangen, eine Leidenschaft, der beide Kinder huldigten.

Endlich war das Häuschen erreicht. Der strömende Regen hatte die kleinen Wanderer bis auf die Haut durchnäßt; aber wer beschreibt ihr Entsetzen, als sie die Hausthür verschlossen fanden!

Es half kein Rütteln und Stoßen, das Schloß öffnete sich nicht. Diesmal war es

keine gemachte Verzweiflung, als Cäcilie sich weinend auf die Schwelle setzte und erklärte nicht weiter zu können. Da aber zeigte sich Richard als der wahre Held seines Dramas. Er hob die kleine Schwester auf seine Arme und unter beruhigendem Zuspruch trug er sie hinunter an das Ufer der Elbe.

Hier lag unter einer dichten, blüthenreichen Linde ein Baumstamm. Es war ein geschützter Winkel, in den der Regen nicht hatte eindringen können.

„Hier wollen wir die Mutter erwarten, Cile, sei vernünftig und weine nicht,“ tröstete der kleine Dichter die Schwester.

Er plazierte sie auf den Baumstamm, zog seine Jacke aus und legte sie um die Schulter der Schwester; dann setzte er sich zu ihr, legte schützend die Arme um sie und theilte echt brüderlich seinen Stiefel mit ihr, während er

den anderen Fuß der Kleinen durch Reiben zu erwärmen suchte.

Der Regen hörte nach und nach auf. Milde, feuchte Wärme stieg aus dem Erdboden.

Cile schmiegte sich fest an den Bruder; dieser erzählte der Horchenden die schöne Geschichte von Tristan und Isolde und daß er einst vor aller Welt diese seine Lieblingsfiguren auf die Bühne bringen werde, ja, daß er sie am liebsten nicht nur sprechen, sondern auch singen lassen möchte.

Und mit leiser Stimme begann er eine Melodie zu summen, unter deren weichen einschläfernden Tönen Cäcilie ihre verweinten, müden Augen schloß.

Richard zog den Lockenkopf der kleinen Schwester zärtlich an sich, neigte sich über sie und schlief endlich selbst ermüdet ein.

So fand die heimkehrende Mutter ihre Kinder.

Das war Richard Wagners erste Aufführung von „Tristan und Isolde".

Ein Weihnachtsabend.

Es war Weihnachten. Ein herrlicher sonniger Wintertag. Ganz Dresden schien geschäftig auf den Beinen; alles lief mit Packeten beladen oder den Blechen mit Feststollen durch die weiß beschneiten Straßen.

Das war ein Stoßen, ein Rennen, ein Jagen und ein Duft nach lauter Kuchen.

Das war die liebe alte Zeit, aber darin war es in dem guten Dresden just so wie heutzutage; Mohnstollen, Mandelstollen, Rosinenstollen und Kuchen in jeder Gestalt und dazu der braune Pfefferkuchen und die Pfeffernüsse, o, goldene Weihnachtszeit.

Der kleine Richard Wagner stand in der Vorstube seiner mütterlichen Wohnung an dem runden Familientisch, neben sich einen großen Topf mit Kleister; er klebte bunte Papierketten und kleine Düten für den Weihnachtsbaum.

Seine Schwestern Klara und Cäcilie halfen ihm und namentlich die kleine Cile legte mit ihren zierlichen spitzen Fingerchen die von buntem Papier geschnittenen Ringe recht geschickt aneinander.

Das schöne bunte Papier hatte Schwester Rosalie vom Theater mitgebracht, es hatte also nichts gekostet und machte ungeheuren Staat.

Richard trug den Kleister auf und oft recht dick, so daß die kleine Cile immer noch ein Läppchen gebrauchen mußte, die Hände wieder zu säubern; aber sie sagte nichts und ihr glückliches Kindergesichtchen glühte vor Eifer bei ihrer Beschäftigung.

Klara aber fragte den Bruder neckend, ob sie

von dem übrigen, zu viel aufgetragenen Kleister, mit etwas Mehl und Zucker vermischt, nicht noch einen Feststollen für Richard backen solle.

„Die Mutter ist halt beim Einrühren, Brüderchen und thut dem Söhnchen vielleicht den Gefallen.“

Richard erhob drohend den Kleisterpinsel.

„Laß' das, Du!“ rief der Knabe erregt.

„Schon wieder Krieg zwischen Euch beiden?“ rief jetzt lachend eine Stimme und Bruder Albert,*) der plötzlich angereist gekommen, schob seine schlanke Gestalt durch die kleine Thür.

Aller Zank war vergessen.

„Bruder Albert, ach, Bruder Albert,“ schrieen die drei Kinder freudig durcheinander und stürzten auf den Ankömmling zu.

„Gemach, Ihr kleine Bagage, Ihr strangulirt mich ja; fort aus der Schußlinie! Gebt

---

*) Aelterer Bruder Richards. Tenorist. Vater von Johanna Jachmann — Wagner.

Platz Eurem älteren Bruder und geht mir mit Eurem Kleister vom Leibe."

Wirklich hatte der lebhafte Richard in der Hitze des Gefechts den großen Kleisterpinsel in der Hand behalten, als er seinen Arm um den geliebten Bruder schlang; einige Klexe der dicken Masse fielen auf den sauberen Rock Alberts. Die kleine Cile holte schnell ihren Lappen und verwischte die verrätherischen Tropfen, ehe das scharfe Auge des großen Bruders den Schaden entdeckte.

„Nun, wie weit seid Ihr mit dem Christbaum, hoffentlich ist Flittergold und aller andere Kram schon angehängt?" fragte er die Kinder.

„Nein, noch nicht ganz," meinte schüchtern Cäcilie und stieß den Bruder Richard heimlich unter dem Tisch mit dem Fuß.

„Ja," sagte etwas kleinlaut Richard, „noch nicht ganz, der Christbaum steht noch auf dem Boden, aber die Kette ist gleich fertig."

„Nun, das ist schön, Du hängst Dir dann die Kette um den Hals und stellst die Lichter auf den Kopf! Daß Gott, Du thust ja gar nicht desgleichen, Dösbartel! Was thust Du mit dem Sattel, wenn Du kein Pferd hast? Gelt, weißt Du denn, ob der Christbaum noch zu brauchen ist, den ich Euch im vorigen Jahre geklebt habe? Die Mutter kann keine Ausgaben machen für dergleichen Dinge! Schnell den Christbaum heruntergeholt, wir wollen sehen, was sich thun läßt!"

Die Kinder eilten nach dem in Richard Wagners Jugendleben so berühmten Boden. Der alte Christbaum hatte oft als Dekoration und Kulisse dienen müssen und war nicht gerade in der besten Verfassung. Ich weiß nicht genau, ob in damaliger Zeit die sogenannten Pyramiden, künstliche, aus Papier und Holz hergestellte Weihnachtsbäume, schon allgemein bekannt waren, aber Albert Wagner hatte ein solches Kunst-

stück für seine kleinen Geschwister vor Jahren angefertigt, um der Mutter die Ausgabe für einen Weihnachtsbaum zu ersparen. Derselbe wurde alljährlich wieder herausgeputzt und prangte dann im Lichterschmuck und Zittergold auf der Festtafel.

Richard brachte geschäftig auf seinem Arm tragend den etwas sehr derangirten Christbaum.

„Etwas altersschwach,“ meinte Bruder Albert, „indessen, wir vom Theater verstehen die Kunst der Verjüngung.“

Wie gesagt so gethan; Richards Kleistertopf und Pinsel, Papierketten und Zittergold, bunte Bänder und frische Kerzen ließen das arme Bäumchen bald wieder in junger Schönheit prangen; das war eine Pracht!

Der runde Tisch ward in die Mitte der Stube gerückt, das weiße Tafeltuch mit dem Blitzmuster darüber gedeckt und nun kam der liebe Christbaum mitten auf der Festtafel zu stehen.

Die Geschwister legten ihre kleinen Gaben für die Mutter und für einander auf Nebentischen, denn unter dem Christbaum ward das neue Theater für Richard aufgebaut, das im Sommer an seinem Geburtstage durch den Gewitterregen vernichtet worden. Die Schwestern hatten neue Kleider für die Figuren gemacht und über alle die Herrlichkeiten ward dann ein großes Stück Papier gebreitet. — Schon waren die Familienmitglieder alle versammelt.

„Aber nicht wahr, Mutter, ich darf doch die Lichte anstecken, bitte, bitte," schmeichelte der kleine Richard.

„Meinetwegen, nur sei vorsichtig!" erwiderte Frau Geiyer und rief die Töchter noch einmal hinaus in die Küche, die wohlgelungenen Stollen zu betrachten.

Albert holte aus dem Vorsaal noch ein Kistchen, das er für Mutter und Geschwister als Weihnachtsgeschenk mitgebracht.

Richard nahm das eine Licht, band es an einen Stock, zündete es an und trat an den Weihnachtsbaum. Erst wurden die oberen Lichte angesteckt, recht ruhig und vorsichtig! Wie schön es flimmerte das Flittergold und die farbigen Ketten und Bänder. Nun ging es weiter hinunter; o weh, die eine Kerze fiel um! Schnell wollte er sie aufrichten, aber schon hatte das leichte Papier Feuer gefangen, eine brennende Säule flackerte empor. Schnell wie ein Gedanke stand alles in lichten Flammen, die ganze Weihnachtsherrlichkeit!

Bruder Albert stürzte hinzu und es gelang des Feuers Herr zu werden, aber der liebe Christbaum war nur eine verkohlte Ruine und unter derselben das schöne neue Theater, die Dekorationen und Koulissen, die in Sammet und Seide gekleideten Figuren, alles lag in Staub und Asche. Richard zitterte vor Aufregung, er fand nicht einmal Thränen, wie

seine kleine Schwester, er stand und starrte auf seine verbrannte Weihnachtsfreude. Die Mutter zog den Knaben liebevoll in ihre Arme.

„Tröste Dich, mein armer Junge, die Liebe zu Deinem Theater muß harte Proben bestehen, durch Wasser und Feuer bist Du gegangen. Wir wollen sehen, wie Du es erträgst? Hoffentlich bist Du nun gefeit!“

„Nun bleibt nur noch die Luft, durch die er fliegen muß, ehe er zur Erde zurückkehrt, wo wir andern Menschen weilen,“ lachte Albert gutmüthig.

Der verbrannte Kram wurde fortgeschafft, die Lichte der kleinen Krone und am Klavier angezündet und die Geschwister traten zusammen um dem Bruder Albert und sangen das schöne Weihnachtslied:

Dorme, dorme Jesule!“

Seine erste Klavierstunde.

Man konnte sich kaum etwas Behaglicheres und Gemüthlicheres vorstellen, als das geräumige Wohnzimmer, in das soeben die scheidende Sonne ihre letzten Strahlen durch die spiegelblanken Fensterscheiben hineinblicken ließ.

Ein großer runder Tisch stand in der Mitte, unter dessen herabhängender Decke sich ein kleines Mädchen ihre Puppenstube eingerichtet hatte.

Zärtlich sich zu ihr niederbeugend und auf ihre Spiele eingehend, stand der ältere Bruder neben der Kleinen und hörte halb auf ihr kindliches Geplauder, halb auf die schönen glocken-

reinen Töne, die vom Klavier her zu ihm herüberklangen.

Dort stand vor dem unscheinbaren Tafelinstrument die zarte Gestalt seiner älteren Schwester Klara, die Solfeggien übte und deren süße Stimme dem spielenden Knaben auf einmal wunderbar berauschend in das junge Herz drang.

Die verwittwete Mutter saß vor dem Mittelfenster und die fleißige Nadel fuhr emsig durch die Luft; eine zahlreiche Familie, die zu versorgen war, hat viel Bedürfnisse und die Mittel, sie alle zu befriedigen, waren nicht immer vorhanden. Da hieß es denn auf dem Posten und sparsam sein, denn die Einkünfte waren beschränkt.

Eine Künstlerlaufbahn ist an und für sich wohl immer mit Dornen bestreut, wie aber, wenn eine gute warmherzige Künstlernatur plötzlich sich die Verpflichtung aufladet, der Er=

halter und Ernährer einer großen Familie zu werden!

Das aber hatte der jugendliche Schauspieler und Maler Geyer übernommen und mit seltenem Muthe und nie wankender Treue durchgeführt bis zu seinem Tode.

Er heirathete die Wittwe seines viel älteren Freundes Wagner und sorgte für Frau und Stiefkinder mit aufopfernder Liebe. Vielleicht war die Sorgenlast zu schwer für den zarten Körper, vielleicht war es Veranlagung, kurz der junge Künstler konnte nicht lange den Seinen zur Seite stehen; er starb und wieder stand die Frau einsam mit ihren Kindern, deren Zahl sich noch um ein kleines Mädchen vermehrt hatte.

Aber der sterbende Vater hatte die Talente der Kinder in die ihm richtig erscheinenden Bahnen gelenkt. Die älteren Mädchen hatte er für das Schauspiel bestimmt, während er

in der jüngeren eine schmelzend schöne Stimme zu entdecken glaubte. So konnten sie voraussichtlich der Mutter erwerbend zur Seite stehen. Sein Wille wurde heilig gehalten und zur Ausführung gebracht.

Rosalie und Luise waren mit den Vorbereitungen zu ihrer einfachen Garderobe beschäftigt und zogen dann und wann den hohen schmalen Spiegel zu Rathe, der mit zwei altmodischen gelben Leuchtern an der Seite verziert, zwischen den Fenstern stand.

Heute Abend sollte Probe sein und da galts für die jungen Schauspielerinnen noch tüchtig zu arbeiten, denn eine Zofe hatten sie nicht zu ihrer Disposition; gleichzeitig memorirten sie ihre Rollen und überhörten sich den Text einander.

Dazwischen schmetterte Schwester Klara ihre Triller in die Luft und ließ ihre Koloraturen ertönen.

Die kleine Cäcilie fühlte sich heute ein wenig vernachlässigt von ihrem sonst so aufmerksamen Bruder; Richard hatte plötzlich nur Sinn für den Gesang der munteren Klara.

„Do-re-mi-fa-sol-la-si-do!“ sang sie — und der Knabe wiederholte leise die Töne. Es war, als ob er plötzlich aus einem Traum erwacht sei.

Bis jetzt hatte sich Richard Wagner besonders damit beschäftigt, Theaterstücke, meist Trauerspiele und Schauerdramen zu schreiben. Er konnte ganze Nachmittage an dem großen Familientische sitzen, still über sein Papier gebeugt und ein mächtiges Dintenfaß vor sich, all die spöttischen, neckenden Bemerkungen seiner Geschwister überhörend.

Seine Seele war dann, wie die muntere Schwester Klara sagte, auf der Wanderschaft nach Mord und Tot. Er tauchte die lange Posenfeder ein und schrieb und schrieb, daß

sich Bogen für Bogen mit seinen großen energischen Buchstaben füllte.

War er dann endlich glücklich fertig und all seine Helden mehr oder weniger furchtbar aus dem Leben geschieden, dann trommelte er sich sein winziges dankbares Auditorium aus seiner kleinen Schwester, deren Freundin und einigen ihn blindlings verehrenden Knaben aus der Nachbarschaft zusammen.

Mit ungeheurer Lebendigkeit trug er seine Dichtungen vor und besonders Cäcilie und ihre Freundin weinten bitterlich über die fast immer sehr tragischen Schicksale der Helden.

Richard schrie und gestikulirte furchtbar dabei; drum hatte die Mutter befohlen, daß dergleichen künstlerische Unterhaltungen auf dem Boden des Hauses vorgenommen würden, denn sie selbst wie die erwachsenen Schwestern waren nicht geneigt, allzusehr von der allgemeinen

Traurigkeit in Mitleidenschaft gezogen zu werden.

So war es bis jetzt gewesen; um andere schöne Künste hatte sich der kleine Wagner nicht im Geringsten gekümmert.

Jetzt aber fiel es ihm auf einmal ein, daß Musik doch auch eigentlich nicht so ganz zu verachten sei und mit der ihm eigenen leidenschaftlichen Lebhaftigkeit faßte er einen neuen Entschluß.

„Mutter!“ sagte er plötzlich, durch das Zimmer schreitend und vor dem Stuhle der fleißig arbeitenden Frau stehen bleibend, „ich möchte Klavierstunden haben, bitte, laß mir Klavierstunden geben.“

Ein lautes Gelächter im Chore folgte auf diese so energisch ausgesprochene Bitte des dreisten Burschen.

„Ei, lieber gar, Richardchen!“ trällerte Schwester Klara und hüpfte vom Klavier her-

bei; „lieber gar, Brüderchen, Du willst Musikstunden nehmen? Und wo soll die Mutter das Geld dazu hernehmen? Daraus wird nichts, und damit basta!“

Und wieder tanzte das schelmische Mädchen um den finster blickenden Bruder herum, sang ihm die Tonleiter in die Ohren und übte dann ihre Solfeggien weiter.

Rosalie und Luise lachten ihn ebenfalls herzlich aus und selbst das sanfte Röschen, die sonst gern den kleinen Bruder gegen die Neckereien der Geschwister in Schutz genommen, stellte ihm das Thörichte und Unsinnige seines Wunsches vor.

„Dazu hast Du gar kein Talent und keine Ausdauer,“ sagte sie begütigend. „Darum quäle die Mutter nicht!“

Richard war eine eigenwillige Natur und leicht erregt. Er war durch das Lachen seiner Geschwister tief verletzt. Thränen füllten seine

glänzenden Augen und er barg den Kopf in den Schoß der Mutter.

Diese war noch nicht dazu gekommen ein Wort zu erwidern, als schon die kleine Cäcilie unter ihrer Tischdecke hervorkam und schmeichelnd auf die Mutter zustürzte.

„O bitte, bitte, geliebte Mutter, laß doch dem Richard Klavierstunden geben, o thu es doch!“

„Aber Kinder!“ sagte Frau Geyer, liebkosend das dichte Haar ihres trotzigen Söhnchens streichelnd, „das will doch alles reiflich überlegt sein. Ich habe keine Lust das viele Geld für diesen Zweck fortzugeben, denn ich weiß vorher, Richard übt nicht. Er hat keine Ausdauer.“

„O ja, Mutter!“ schluchzte der Knabe, „ich will gewiß recht fleißig sein!“

„Von heute bis morgen!“ höhnte Klara.

„Nein, alle Tage!“ betheuerte Richard ernsthaft.

„Gut, sei es drum!“ ließ sich die Mutter bestimmen. „Aber das sage ich Dir, wenn Du nicht jeden Tag fleißig Deine Aufgaben übst, hört sofort die Stunde auf. Das merke Dir!“

„Und die Tonleiter, Brüderchen, die Tonleiter!“ kicherte Klara und sang dem Knaben noch einmal C-dur in die Ohren.

„Du sollst sehen, ich werde üben!“ rief Richard strahlend vor Freude. Er küßte der Mutter stürmisch beide Hände und warf der neckenden Schwester einen wüthenden Blick zu.

So geschah es denn also. Es ward glücklich ein Lehrer gefunden, der für fünf Neugroschen, fünf ganze Neugroschen, den kleinen Wagner in die Mysterien des Klavierspiels einzuweihen unternahm.

Keiner war seliger als Richard und keiner konnte fleißiger sein.

Der frühe Morgen fand ihn schon am Klavier und des Abends kostete es große Mühe, ihn vom Klavier ins Bett zu schaffen. In Fingersatz- und Tonleiterübungen war er unermüdlich. Die Mutter freute sich und die Schwestern hörten auf zu lachen.

Aber allzu lange hielt dieser Fleiß nicht an und seine Theilnahme für das Klavierspiel wurde kälter und kälter. Er spielte keine Tonleiter mehr, er schlief des Morgens länger als sonst und ging am Abend früher schlafen.

Einige Zeit hindurch sah dies die Mutter ruhig mit an, bis der arme Lehrer sich über seinen faulen Schüler bei ihr beklagte.

„Warum übst Du nicht, Richard?“ fragte sie streng, „Dein Lehrer hat sich über Dich beklagt! Denkst Du denn, daß ich das Geld zum Fortwerfen habe?“

„Ach Mutter!“ erwiderte keck der Knabe, „was Der kann, weiß ich schon lange!“

„Unverschämter, dummer Junge!“ rief die erzürnte Mutter und gab dem Kleinen eine schallende Ohrfeige, „ich werde Dich lehren Deine Lehrer zu respektiren. Von jetzt ab hören die Stunden auf!“

Und so geschah es. Der Unterricht hörte auf, weil die Mutter nicht das schwere Geld von fünf Neugroschen für die Klavierstunde fortwerfen wollte und Richard Wagner zu faul war, um Tonleiter zu üben.

Sein erstes Auditorium.

Der schöne Sommer war vorüber! Der Herbst meldete sich an mit rauhen Stürmen, Regen und Hagelschauer. Es ward ungemüthlich auf dem Lande und die Sommerfrischler zogen in die Stadt.

Mit Sack und Pack ging es Trepp auf und ab und enge Räume schlossen die verwöhnten Kinder ein, die monatelang in der lieblichen Natur in ungezwungener Freiheit sich herumgetummelt.

Wie tief schmerzlich empfanden Richard und Cäcilie diese ungewohnte Fessel.

Das schöne Loschwitz lag hinter ihnen wie

ein verlorenes Paradies, denn sie konnten barfuß herumlaufen, wie die kleinen Zigeuner und schlafen im Freien am Bergesrand, am Ufer der Elbe unter dem Schatten der breitästigen Bäume. Ach, das war eine schöne Zeit! —

Die Mutter war eine resolute Frau. Da half kein Maulspitzen, es mußte gepfiffen sein.

„Morgen geht es nach Dresden!" hieß es bestimmt.

Die Kinder seufzten. Cile vergoß einige Thränen, selbst die älteren Geschwister konnten ihr Bedauern kaum verbergen, aber die Mutter hatte befohlen und so ging es denn an das Einpacken. Jeder sorgte für seine Sachen; Richard für seine Bücher und Theater, die kleine Cile für ihre Puppen. Dann kam der ungemüthliche Tag des Umzugs, das Abschiednehmen von lieben Spielkameraden, der schönen Bühne neben der großen Treppe des Burg-

berges und vielen andern Herrlichkeiten, die nur ein Kinderherz sein eigen nennt.

Jetzt war man wieder in Dresden. Die Sachen an Ort und Stelle gebracht und nun, was beginnen?

Richard suchte sich sein kleines Hinterstübchen wieder auf, rückte seinen Tisch an das Fenster, legte Papier und Feder zurecht und setzte sich mit ernstem Gesicht nieder.

Die kleine Schwester sah verwundert diesen Vorbereitungen zu.

„Was willst Du machen, Richard?“ fragte sie ein wenig enttäuscht, denn sie war gewöhnt, daß der geliebte Bruder mit ihr spielte und oben auf dem Boden war eine schöne Schaukel, auf die sie heute stark gerechnet.

„Ich will schreiben!“ erwiderte der Knabe lakonisch und prüfte die lange Gänsepose auf ihre Brauchbarkeit.

„Aber,“ fuhr das kleine Mädchen hartnäckig

fort zu fragen, denn sie wollte die schöne Hoffnung auf des Bruders Beihilfe nicht so leichten Kaufes aufgeben. „Was willst Du denn schreiben? Meine Freundin Tilde ist da und wir dachten, wir glaubten, Du würdest vielleicht — —"

Richard warf der kleinen Schwester einen seiner strengen Blicke zu, der sie verstummen machte. Im nächsten Moment that es ihm aber wieder leid, als er sah, daß das zarte Gesichtchen des kleinen Mädchens vor Schreck erblaßte. Er mäßigte seinen Unmuth über die lästige Störung, denn er liebte ja sein Schwesterchen leidenschaftlich.

„Geh' jetzt, Eile und laß mich einige Zeit in Ruhe," sagte er begütigend. „Ich will ein großes Heldenstück schreiben, das ich schon fertig im Kopfe habe. Es dauert nicht allzu lange. Dann spiele ich mit Euch. Ich. sage

Dir, es wird ein Schauerdrama und alle darin vorkommenden Personen müssen sterben."

Die Wangen des kleinen Mädchens färbten sich wieder vor Stolz und Freude über ihren klugen Bruder. Sie nickte verständnißvoll und fragte nur schüchtern, ob es viele Helden seien, die da sterben müßten.

Richard lächelte überlegen.

„Du bist doch noch recht dumm, Cile, wenn Du glaubst, ich würde mit wenigen Toten zufrieden sein. Unter zehn thue ich es nicht!"

„Ach!" seufzte die kleine Cäcilie. „Zehn Menschen, das dauert gewiß recht lange, bis die alle sterben!"

„Nein, nein, Cile, geh nur," kapitulirte der kleine Dichter. „Bei mir geht das sehr schnell. Es sind ja Helden, die sterben immer schneller als gewöhnliche Menschen!"

Cile blieb noch einen Augenblick unschlüssig

stehen; als sie aber sah, wie ihr Bruder sich tief über das Papier beugte und eifrig schrieb, daß die Feder knirschte, schlich sie sich leise fort und stieg die steile Treppe nach dem Boden hinauf.

Dieser Boden war nämlich der besonders beliebte Spielplatz der beiden Geschwister. Er war von ungewöhnlicher Ausdehnung und erstreckte sich über die ganze obere Etage. Man denke, welch ein Raum für die kleine muntere Gesellschaft.

Hier empfing Cäcilie ihre Freundinnen und Richard seine Spielgenossen, hier spielte er Theater, hielt Vorlesungen, übte sich im Turnen und lernte seine kleine Schwester an, ihm alles das zu sein, was er gerade gebrauchte. Dabei ging es keineswegs still her, denn der leidenschaftliche Lehrer, Direktor, Impresario, oder was er sonst vorstellte, erhob

dann seine Stimme, daß im wahren Sinne des Wortes die Balken zitterten.

Dazu schwang er das Lineal, den Taktstock oder den Säbel in gefährlicher Lebhaftigkeit; kurz es war ein Höllenlärm auf dem verhängnißvollen Boden. Aber er hatte stets sehr andächtige aufmerksame Zuhörer an seinen Spielkameraden, die ihn alle bewunderten und mäuschenstill auf umgekehrten Kisten und Kasten um ihn her saßen.

Da feierte Richard Wagner seine ersten Triumphe.

Auf diesem Boden gab es aber auch noch eine Schaukel, das ganz besondere Entzücken der kleinen Cäcilie und wenn Richard ganz besonders gut aufgelegt war, außergewöhnlich guter Laune, dann ließ er sich herab, sein Schwesterchen und ihre Freundin bis hoch in die Dachsparren hinauf zu schaukeln, daß die kleinen Mädchen vor Glückseligkeit jauchzten.

Auf solch ein Hauptvergnügen hatte Cäcilie auch heute gerechnet. Ja, ihr Bruder hatte es ihr sogar auf dem Wege von Loschwitz versprochen, um sie zu trösten, als ihr der Abschied von den lieben Bergen so schwer ward.

„Gelt, Cile!“ hatte er gesagt, „Hinnen ist es auch schön, denke an unsern Boden und die Schaukel. Morgen schaukle ich Dich so hoch, daß Du in den Sparren hängen bleiben sollst!“ Und das kleine Mädchen hatte sofort angefangen zu lächeln und jetzt, jetzt saß der Bruder und schrieb Schauerdramen, wo zehn Helden sterben mußten.

Unwillkürlich traten ihr die Thränen in die Augen, nicht etwa aus Mitgefühl für die sterbenden Helden, als aus getäuschter Hoffnung. Sie wußte aus Erfahrung, solch Theaterstück dauerte eine geraume Zeit.

Sie berichtete also ihrer Freundin diese traurige Mär, die schon der Dinge harrend

ihr an der Bodentreppe entgegeneilte. Doch was half's. Da hieß es ruhig abwarten. Es wurde alles mögliche vorgesucht, die Zeit zu vertreiben und eine halbe Stunde mochte vergangen sein, als Cile wieder einmal die Treppe herabkletterte, um das Feld zu rekognoszіren.

Leise pochte sie an die Thür. Kein Geräusch als nur das Knirschen der über das Papier eilenden Feder.

„Ach, er schreibt noch!“

Aber wissen möchte sie nur, wie viele noch leben. Nur ganz leise durch die Spalte sehen. Doch das Geräusch hatte der Dichter vernommen. Er blickt auf.

„Was giebt's, Cile?“ fragte er verdrießlich, ohne doch indessen im Schreiben aufzuhören.

„Ach,“ war die schüchterne Antwort, „ich

wollte nur fragen, wie viele schon tot sind?“

„Vier!“ erklärte der Bruder lakonisch.

„Erst vier? Ich dachte Du meintest doch — —“

„Ja, ich glaubte auch es ginge schneller; aber die andern sollen schneller ran. Das sind Nebenpersonen, die dürfen nicht so viel reden!“

Weiter fuhr die Feder knirschend über das Papier.

Cäcilie entfernte sich wieder leise seufzend und berichtete ihrer harrenden Freundin an der Bodentreppe, daß noch sechs umgebracht werden müßten.

Die kleinen Mädchen fügten sich in das Unabänderliche und warteten des bewunderten Dichters. Aber immer in Pausen schlich Cäcilie die Stufen hinab und forschte, wie weit der Massenmord gediehen. Erst lebten

noch vier, dann drei, endlich war nur noch einer umzubringen.

Immer strahlender wurde ihr Gesicht.

„Ach Tilde, nur noch einer! Denke Dir, welch ein Glück und dann, und dann schaukelt er uns, bis es ganz dunkel ist und die Mutter uns ruft!“

Der letzte Held mußte sehr schnell sein Leben ausgehaucht haben, denn der Schwester auf dem Fuße folgte mit glühenden Wangen Richard, sein noch tintennasses Manuskript hoch in der Hand haltend.

„Setzt Euch!“ brüllte er aufgeregt den kleinen Mädchen zu. „Jetzt werde ich Euch etwas Großartiges vorlesen!“

Gehorsam wurden zwei Kistchen herangeschoben und das aufmerksame Auditorium nahm Platz.

Mit laut erhobener Stimme trug Richard

Wagner sein Schauerdrama vor, daß die Balken zitterten und die kleinen Mädchen in Thränen zerflossen. Leider ist der Name dieses ergreifenden Trauerspiels nicht aufbewahrt worden und dem Gedächtniß der Schwester entschwunden.

Richard aber hielt an jenem Tage sein Wort und als die tiefe Rührung der Zuhörerschaft sich ein wenig gelegt, ward zur Erholung und Beruhigung die Schaukel aufgesucht. Welch eine Lust!

Keiner verstand es doch so schön wie Bruder Richard sie in Bewegung zu setzen. Hoch hinauf bis in die Sparren flogen die kleinen Mädchen. Jauchzend und lachend in seliger Kinderlust verrann die Zeit, bis der Mutter Gebot sie hinunter berief.

Und der Ausgelassenste und Fröhlichste war der kleine Dichterkomponist, immer heiter und vergnügt, ob nun in den lieblichen Bergen

Loschwitz's oder auf dem großen leeren Boden der mütterlichen Wohnung, konnte er nur sein Theater aufschlagen und seine Dichtungen theilnehmenden Seelen vortragen.

Der gehörnte Siegfried.

Der kleine Richard saß in dem einfachen Stübchen der mütterlichen Sommerwohnung in Loschwitz vor dem großen runden Tisch und schrieb; das heißt er sollte schreiben.

Er ließ die Lippe bedenklich hängen, seine Augen, die nicht weinen wollten, glühten zornig und mit den Füßen stampfte er unwillig den Boden.

Eine Strafarbeit, ein lateinisches Exercitium fesselte den lebhaften Knaben an das Zimmer, ach und draußen schien die Sonne so verführerisch und spiegelte sich wieder in den stillen

Fluthen der friedlichen Elbe und vergoldete die nahen Berge.

Und er mußte hier sitzen und durfte nicht hinaus in die freie Natur. Heftig zerbiß er seine Feder, was bekanntlich damals viel leichter zu bewerkstelligen war als heute, denn in jener schönen Zeit schrieb man noch mit Gänseposen.

Es war eine üble Angewohnheit von Richard, daß er in heftigen Gemüthserregungen immer seine Feder zerbiß und Bruder Albert hatte ihm erst mit scharfem Federmesser eine herrliche Pose geschnitten. Kein Mensch weiß heutzutage, was das bedeutet und wie viel Mühe das machte; darum versteht man kaum, daß Bruder Albert, der soeben in das Zimmer trat, höchst ungemüthlich dem zerstörungslustigen Bruder einen Rüffel in Gestalt einer Ohrfeige versetzte.

Das hatte noch gefehlt zu Richards Stimmung. Leidenschaftlich springt er auf, wirft

in seiner wilden Bewegung das Tintenfaß um, dessen schwarzes Naß sich vernichtend über die halbfertige Arbeit ergießt.

„Blinder Eifer schadet nur, Brüderlein fein,“ sagt ruhig Albert, legt ein Löschblatt über die ganze Bescheerung und verläßt dann den fassungslosen Knaben.

Jetzt aber traten die mühsam verhaltenen Thränen mit Macht hervor. Er schluchzt und weint und kann sich gar nicht fassen und verwünscht sich und die ganze Welt in seiner maßlosen leidenschaftlichen Heftigkeit.

„Nun arbeite ich gar nicht mehr, nie wieder und ich will lieber sterben, ach gleich, wenn ich doch sterben könnte!“

Da öffnet sich leise die Thüre und durch die Spalte schaut schüchtern das liebliche Kinderköpfchen seiner kleinen Schwester. Sympathisch füllen sich auch ihre Augen mit Thränen.

„Sterben, Richard, ach, warum denn?“

fragt sie, ihre zierliche Gestalt hindurch schiebend und ängstlich vor dem erregten Bruder stehen bleibend. „Ich wollte Dich gerade um etwas bitten!“

Der Schmerz des Unmuthes war verflogen. Richard fährt sich mit dem Aermel über die nassen Augen.

„Was hast Du denn und was willst Du von mir?“

„Ja, sieh, Richard,“ fährt die Kleine zurückhaltend fort, „ich fand unter Alberts Büchern hier dieses hübsche Bild; es ist zwar schon zerrissen, aber darunter steht „Der gehörnte Siegfried“ und er hat doch gar keine Hörner, weißt Du, und ich dachte, er müßte doch solche haben, wie z. B. der Teufel im Doktor Faust, den Du mir auf Deinem Theater so oft vorgespielt!“

Richard lächelt überlegen.

„Du bist noch recht dumm, Eile. Der ge-

hörnte Siegfried heißt deshalb so, weil er einst in Drachenblut gebadet worden, um unverwundbar zu sein. Seine Haut ward hart wie Horn und keine Waffe vermochte hindurch zu dringen. Er war ein gewaltiger Kämpe, ein großer, unbesiegbarer Held; mein Lieblingsheld, für den ich schwärme und den ich einst, wenn ich groß bin, verherrlichen will, wie es noch kein anderer Mensch gethan hat. Komm her, Eile, wir wollen uns hier auf der Mutter Fußbank setzen. Heraus darf ich ja doch nicht aus diesem verfluchten Loch. Ich will Dir die Geschichte vom gehörnten Siegfried und den Nibelungen erzählen. Tag und Nacht denke ich an die herrlichen Gestalten. O, wer doch damals gelebt hätte. Sie stehen leibhaftig vor mir, Brunhilde, Krimhilde Gunther und der falsche Hagen und vor allen Siegfried, der tapfere, edle Held. —

Was schert mich das blödsinnige Exercitium!

Meine Helden, ach meine Helden, mit denen lebe ich!“ —

Und der lebhafte Knabe begann der kleinen Schwester das alte Nibelungenlied vorzusagen, nein vorzuspielen, denn das Kind sah die Gestalten wirklich vor sich und hörte sie reden, handeln und kämpfen, sterben.

Die hinreißende Begeisterung des Bruders verlieh seinen Helden pulsirendes Leben. Wer dachte da an ein lateinisches Exercitium! Die Sonne draußen warf immer längere Schatten.

Der Abend brach herein.

Mutter und Geschwister kamen vom Spaziergange heim. Der vergessene Hauslehrer betrat mit Bruder Albert das Zimmer, in dem Richard mit Pathos deklamirte und dabei erregt auf und ab schritt.

„Was ist hier geschehen?“ fragte die strenge Stimme der Mutter, deren erster Blick auf die schwarze Tintenverwüstung fiel.

„Hast Du das Exercitium fertig?“ fragte der Hauslehrer und griff nach der kaum halbfertigen beschmutzten Arbeit.

Richards Muth begann zu sinken angesichts seiner vielen strafbaren Unthaten. Er hatte gesündigt gegen den Befehl der Mutter, gegen das Gebot des Lehrers, denn zum dritten Male hatte er die Arbeit ungenügend. Er schwieg schuldbewußt.

Jetzt aber ward die schüchterne Schwester die Vertheidigerin des Bruders. Sie stellte sich kühn, mit glühenden Wangen vor den zürnenden Lehrer und indem ihre Augen in aufregenden Thränen glänzten, erzählte sie die Nibelungensage und die Geschichte vom gehörnten Siegfried, die ihr Bruder Richard ihr hatte erklären müssen, weil sie ihn darum gebeten habe.

„Also verdiene ich nur allein die Strafe“, schloß die Kleine ihre Rede.

„Gott sei's geklagt," rief die Mutter halb zornig, halb lächelnd. „Der dumme Junge macht ja alles verrückt mit seiner Theatermanie. Immer dieselben alten Geschichten; längst tot und begraben, darin wühlt er wie ein Maulwurf. Aber lernen, was ihm aufgegeben, prosit Kätzchen. Das giebts nicht. Ihr sollt sehen, aus dem Jungen wird nichts. Er müßte denn den gehörnten Siegfried und ähnliches Gelichter ausgraben und damit zu Markte ziehen."

Dann rief sie unwillig die kleine Cäcilie zu sich heran und verließ das Zimmer.

Hätte die gute Mutter es doch erlebt, wie ihr Liebling mit diesen ausgegrabenen Geschichten sich die Welt erobert und wie doch etwas aus dem dummen Jungen geworden!

Ein geflügeltes Wort.

„Ein Hauch, ein Schall, eine Farbe, ein leichter Duft führt uns plötzlich zurück in ferne Vergangenheit und zaubert längst begrabene Erinnerung in greifbarer Klarheit vor unsere Seele. O bitte, lassen Sie uns weilen unter dieser schönen blühenden Linde!"

Frau Cäcilie hielt meine Hand fest und nöthigte mich, stehen zu bleiben. Es war ein alter Lindenbaum, an dem wir auf unserm Spaziergang vorüber kamen.

Es war die Zeit der Lindenblüthe und lieblicher Duft erfüllte die ganze Luft weit umher.

„Lächeln Sie immerhin über meine sentimentalen Anwandlungen," fuhr die liebenswürdige Frau lächelnd fort, „aber ich kann nun einmal niemals einen Lindenbaum sehen, seinen feinen, süßen Blüthenduft einathmen, ohne an ein sogenanntes geflügeltes Wort zu denken, das unsere gute Mutter ihren Kindern allen mit auf den Lebensweg gegeben, ohne selbst davon eine Ahnung zu haben. Besonders mein Bruder Richard war stark in seiner Anwendung und Bedeutung und wir brauchten uns nur anzusehen, dann verstanden wir einander, was damit gemeint.

Die Sache war nämlich die:

Unsere Mutter, die wir Kinder grenzenlos verehrten und bewunderten, hatte einen unverwüstlichen Fonds von Humor sich in allen noch so ernsten Situationen ihres wechselvollen Lebens zu erhalten verstanden, aber sie hatte doch auch so ihre kleinen Stimmungen und

Launen, denen wir Kinder uns stets bestrebten Rechnung zu tragen. Sie hatte keinen besonders guten Schlaf und so wurde denn ihr ein stilles, freundliches Stübchen nach dem Garten zum Schlafzimmer eingerichtet, etwas abgelegen von den Familienstuben, damit sie ungestört noch am Morgen ein wenig ruhen könnte.

Vor dem Fenster stand ein großer alter Lindenbaum, sehr dicht und weit verzweigt, so daß die äußersten Spitzen die Scheiben berührten und sanft hin und her schwankten, wenn ein leiser Luftzug durch die zitternden Blätter fuhr.

Dieser liebe alte Lindenbaum war nun ein sicherer Barometer für die tägliche Stimmung unserer guten Mutter und wir Kinder und besonders mein Bruder Richard, der immer die meisten Anliegen an das Mutterherz zu stellen hatte, wußten uns ganz genau danach zu richten.

So war denn nun auch unser erstes, nachdem wir unser einfaches Frühstück verzehrt, der Mutter guten Morgen zu wünschen.

Richard öffnete leise die kleine Thür und guckte um die Ecke.

Der Mutter Bett stand dem Fenster gegenüber, damit sie immer den Himmel und den Baum sehen konnte. Meist hörte sie das leise Geräusch und nöthigte ihren Liebling hereinzukommen. Ich folgte dann schleunigst und wir setzten uns an das kleine Tischchen und warteten, wie uns die Mutter begrüßen würde.

Oft, und ich kann wohl sagen am meisten war es ein liebes Scherzwort, das uns ermunterte und lachen machte.

Der Lindenbaum schaukelte gleichmäßig vor dem Fenster auf und nieder und wenn er gerade blühte, befahl uns die Mutter das Fenster zu öffnen.

„Welch ein köstlicher Duft entströmt diesem

einfachen Baum. Es bedarf nicht immer einer glänzenden Außenseite, um zu beglücken und zu entzücken. Merkt Euch das, meine Kinder und besonders Du, Brausekopf!"

Die Mutter zog dann wohl den Kopf des Bruders zu sich herab und küßte sein dichtes Haar.

„Seht, wie sanft die Zweige sich neigen, als grüßen sie den erwachenden Menschen und fächeln ihm Glück und Frieden zu! Merkt Euch das, Glück und Frieden, denn das eine ist ohne das andere nicht denkbar!"

Der Baum schaukelte gleichmäßig weiter. Wir küßten der Mutter die Hand und gingen munter an unsere Beschäftigungen. Das wurde, wir wußten es, ein außergewöhnlich guter Tag und günstig für allerhand Bitten und Wünsche fragwürdiger Natur.

Aber es kam auch vor, daß wir nicht so freundlich empfangen wurden. Die Mutter

hatte wohl schlecht geschlafen, oder sonst Aerger gehabt, oder Gott mußte wissen wie es kam; aber kaum waren wir hereingetreten, als die Mutter sich bitter über den alten dummen Lindenbaum beklagte.

„Es ist wirklich entsetzlich, nicht einmal des Morgens kann man noch ein wenig ruhen; das fietscht und fietscht immer hin und her und peitscht gegen die Scheiben wie toll. Es ist ein Höllenlärm, das dumme Gefietsche macht einen ganz nervös. Laß den Vorhang herab, Richard!" —

Und damit hatten wirs nun und machten uns schleunigst aus dem Staube!

Ja, ja, der liebe, alte, dumme Lindenbaum mit seinem Säuseln und Gefietsche, er schaukelte gleichmäßig an dem Fenster auf und nieder. Aber unsere Mutter war übler Laune und wir wußten es alle und hüteten uns, dieselbe noch zu vermehren.

Tags darauf war alles wieder anders und vergessen jeder Schatten, der das heitere Gemüth vorübergehend verdunkelte.

Uns Kindern aber wurde dieses Wort ein geflügeltes Wort fürs Leben. War einer von uns einmal verstimmt und unzufrieden, so hieß es gleich: „Du, hat's heute etwa gefietscht?"

Und namentlich bei unserm Bruder Richard hat es recht oft gefietscht und oftmals hat er es sich sagen lassen müssen und oft darüber wehmüthig gelächelt, dachte er dann der geliebten heimgegangenen Mutter.

Viele, viele Jahre schwanden dahin.

Ich hatte meinen geliebten Bruder kaum flüchtig einmal gesehen. Er war mittlerweile ein berühmter Mann geworden und sein Name hatte guten Klang. Die Bayreuther Aufführungen begannen von sich reden zu machen und auch ich erhielt eine Einladung, mir die Wunderschöpfung Richards anzusehen. Wie

klopfte mein Herz, als ich den geliebten Bruder wieder sah.

Für mich ganz der alte liebe Junge. Er holte mich ab von der Bahn und führte mich, wie ehemals, an seinem Arm durch das liebliche Städchen. Lebhaft und erregt zeigte und schilderte er mir Alles, seinen Stolz und Triumph, aber auch seinen vielen Aerger und Verdruß.

„Die verwünschten Schafsköpfe, bis sie mich erst begriffen haben, ich sage Dir, Cile, der Teufel sollte sie alle holen!"

Er war ganz roth geworden vor Zorn. In diesem Augenblick kamen wir an einem kleinen Häuschen vorbei, vor dessen Thür eine große alte Linde stand. Mein Bruder schwieg plötzlich und sah mich mit feuchten Augen an.

„Ach, Cile!" sagte er weich, meinen Arm fassend und durch den seinen ziehend. „Es hat wieder einmal gefietscht, weißt Du wohl!"

Bei Schwager Brockhaus.

Wieder einmal ein Sonntag, dieser einzige Tag in der Woche, vor dessen Nahen Richard von frühester Jugend an ein gewisses Grauen nicht verbergen konnte.

Es war dies nämlich der sogenannte Familientag, an dem es schon zur Mittagszeit zur verheiratheten Schwester Luise ging.

Zwar war deren Gatte, Friedrich Brockhaus, ein äußerst liebenswürdiger Mann und seine junge Frau die reizendste Wirthin, die man sich vorstellen konnte; das vornehme, gastfreie Haus überdies der Mittelpunkt der Gelehrten- und Künstlerkreise, aber der kleine

Richard fühlte sich höchst unbehaglich in der großen Gesellschaft.

Er verstand es durchaus nicht, sich zu benehmen, wie er von seinen Schwestern sonntäglich hören mußte. Er war ungeschickt und ungraziös, sein Gang war nachlässig, nach vorn übergeneigt, mit den Armen wußte er nie wohin, die Schleife seines Halstuches saß immer schief, das Haar hing ihm wirr in das Gesicht; kurz er erschien nie salonfähig, so viel auch an ihm geputzt und gebürstet wurde. Dazu war sein Gesicht verdrießlich und die Stirn lag in krausen Falten.

„Ach wenn es doch keinen Sonntag gäbe!“ sprach er oft seufzend, wenn er die unvermeidlichen Vorbereitungen an Garderobe und dergleichen mehr bemerkte.

Wie gern wäre er daheim geblieben bei der alten Magd des Hauses, die alle Kinder

der Familie hatte aufwachsen sehen und die von diesen zärtlich geliebt wurde.

„Es geht nicht, Richardchen, es geht wirklich nicht!“ sprach die Alte begütigend, während sie sich bemühte, die Sonntagsstiefel besonders blank zu putzen, „die Mutter wird's nicht erlauben.“

Und es ging auch wirklich nicht, denn damals galt noch das Gebot der Mutter und Richard Wagner war ein gehorsamer und guter Sohn.

So ging er denn als armes Opferlamm alle Sonntage, die Gott der Herr werden ließ, pflichtschuldigst zu Schwager Brockhaus.

Hier drückte er sich dann in allen Winkeln herum und vermied scheu die prüfenden Blicke der Mutter und Schwestern, die ihrem Liebling besorgt überall hin folgten.

Das waren Folterqualen für den leiden-

schaftlichen, lebhaften Knaben, Stunde auf Stunde an der Tafel ruhig sitzen zu müssen, aller Augen auf sich ruhen zu fühlen und mit Messer und Gabel immer auf Kriegsfuß zu stehen. Wie manch heißer Schweißtropfen stand auf seiner hohen Stirn, den er heimlich und verstohlen abzuwischen versuchte.

Ja, wenn die Sonntage nicht gewesen wären — Richard Wagners Kinderzeit würde eine goldene gewesen sein!

Dann aber kam ein Moment, der diesem jugendlichen Jammer auf einmal ein schnelles Ende bereitete; selbst der Mutter strenges Gebot hätte nichts mehr über den erregten Knaben vermocht.

An einem Sonntage hatte der befangene kleine Träumer, seine ihm gegenübersitzende Mutter ängstlich anschauend, den Teller mit Braten und Sauce zu knapp auf den Rand des Tisches

gestellt; ein mütterlich verweisender Blick raubte ihm jede Fassung.

Er begann Messer und Gabel in die Hand zu nehmen und sein Fleisch in ungeschickter Weise zu bearbeiten; der Teller kippte und das blüthenweiße Tischtuch der Tafel sowohl wie das neue heute zum ersten Male in Gebrauch genommene Beinkleid des Knaben wurden mit bräunlicher Flüssigkeit übergossen.

Weiter sah er nichts mehr, denn die Verzweiflung verlieh ihm den Muth, die Tafel und den Saal sofort zu verlassen und schnell nach Hause zu eilen.

Die Mutter schalt ihn nicht. Kein Wort wurde darüber verloren, aber seitdem blieb Richard die Sonntage still zu Hause und war seelenvergnügt.

Darüber war Jahr und Tag vergangen.

Richard hatte gelernt, mit Messer und Gabel umzugehen und war nicht mehr so un=

geschickt, wenngleich seine gesellschaftlichen Talente noch viel zu wünschen übrig ließen.

Von seinem Schwager war er wieder in Gnaden aufgenommen und bei kleinen Theateraufführungen erkannte man gern sein Regisseur-Talent an. Er war selbst durchaus kein Schauspieler; aber er hatte einen Blick für alles Wirksame und verstand sich vorzüglich auf das Einstudiren der Rollen.

Richard saß geduldig vor dem hohen, schmalen Spiegel in der Wohnstube seiner Mutter und seine kleine Schwester Cäcilie stand hinter seinem Stuhle als seine bevorzugte Kammerfrau.

Die vollen Haare waren glücklich zurückgekämmt, die weiße Schleife künstlerisch gebunden, hier und da ward noch ein wenig gezupft und der Rock sauber abgebürstet.

„Gelt, Mutter, schaut er nicht gut aus?" fragte die Kleine, sich an die eben herein-

tretende Mutter wendend, indem sie streichelnd über die Wangen des Bruders fuhr.

„Jawohl, mein Kind,“ lächelte die Gefragte zufrieden und voll mütterlichen Stolzes in das geistvolle, bleiche Gesicht ihres Lieblings blickend; „gut bis auf die Falten über den Augen. Mach' ein freundlicheres Gesicht, Richard, Du siehst gar zu streng und gebieterisch aus. Vergiß nicht, daß Deine Geschwister älter sind als Du. Sie erweisen Dir große Ehre, daß sie Dir die Leitung der heutigen Aufführung übertragen; sei vorsichtig und laß Dich nicht hinreißen. Bedenke, Deine Schwester Luise war selbst Schauspielerin und ist nicht gewohnt, sich viel sagen zu lassen!“

„Aber den Intentionen des Dichters muß sie sich fügen und weiter verlange ich nichts!“ war die bestimmte Antwort des Jünglings, der stolz den Kopf in den Nacken warf.

„Mein Sohn,“ erwiderte ernst die Mutter,

„man kommt nicht immer mit dem Kopf durch die Wand!“

„O Mutter, wenn er sehr hart ist, vielleicht! Ich bin zu stolz, um mich zu bücken!“

„Sage zu trotzig! Nun, Du lernst es noch, mein Kind.“

Richard küßte zärtlich der Mutter die Hand und half ihr dann den Shawl um die Schultern legen.

Die Tafel bei Brockhaus verlief diesmal ohne jegliche Störung.

Der Hausherr war heute ganz besonders vergnügt; er rieb sich lächelnd die Hände und versicherte, daß er sich unaussprechlich auf die Ueberraschung seiner lieben Frau freue.

„Im Vertrauen!“ sagte er heiter zu mehreren seiner Gäste, „ich glaube, Louise will heute selbst in unserm kleinen Theater eine Rolle übernehmen; das ist reizend, ich sehe sie gar zu gern spielen!“

„Was steht denn heute auf dem Programm?“ fragte ein Gast.

„Ja,“ sagte Brockhaus geheimnißvoll, „eigentlich kann ich nicht darüber sprechen, aber es ist mir verrathen worden. Der verstorbene Vater Geyer hat nämlich nicht nur gut Komödie gespielt und vorzüglich gemalt, nein, er hat sich auch als Dichter versucht, und sein Stück „Der Bethlehemitische Kindermord“ ist einzig in seiner Art. Diese kleine Komödie ihres geliebten Vaters in Scene zu setzen, haben sich die Kinder mit einander verbunden, und ich glaube annehmen zu können, daß wir heute etwas davon zu sehen bekommen!“

Unter dem Siegel der Verschwiegenheit hatte dann die ganze Gesellschaft erfahren, welche Ueberraschung ihr bevorstand, und man harrte erwartungsvoll der Dinge, die da kommen sollten.

Die Diener zündeten die Kamin- und Wandleuchter an.

Bald verbreitete der Schein hunderter von Wachskerzen eine gedämpfte, vornehme Helligkeit. Die kleine Bühne lag noch in geheimnisvollem Schweigen, wenig erleuchtet, im letzten großen Raume der langen Zimmerreihe. Tiefe Stille weit umher. —

Desto lebhafter aber ging es hinter den Koulissen her. Hier sollte noch einmal vor der Aufführung das kleine Stück geprobt werden, denn nach der Ansicht des jugendlichen Leiters hatte durchaus nicht alles so geklappt, wie es sollte.

Besonders war er mit der Hauptdarstellerin unzufrieden. Die Kleidung war ihm nicht historisch genug, die Bewegungen zu hastig, ja unwürdig, das Niederknieen in einer Scene zu gewaltsam, kurz, Louise Brockhaus, die Trägerin dieser Rolle, begann gewaltig unmuthig zu werden.

Die Geschwister versuchten zu vermitteln

und zu beruhigen; doch der junge Meister blieb bei seiner Ansicht und erhob gebietend die Stimme. Louise Brockhaus aber fühlte sich in ihrer Frauenwürde durch das Benehmen des viel jüngeren Bruders erst recht verletzt, und rasch und ohne langes Besinnen, so ganz nach Wagnerart, erhob sie die schnelle Hand und versetzte dem herrschsüchtigen Regisseur eine tüchtige Ohrfeige.

Flammenden Auges stand Richard einige Sekunden vor der zornigen Schwester, dann aber warf er ihr das Buch vor die Füße und verließ zum Entsetzen der anderen Geschwister den Saal.

Sie wußten Alle, daß er nicht zurückkommen würde — die Aufführung des Stückes war unmöglich.

Unterdessen wartete in den vorderen Sälen die große Gesellschaft auf die versprochene Komödie. Doch keine Klingel ertönte.

Louise Brockhaus ließ sich mit einer plötzlichen Migräne entschuldigen, und so gingen die Gäste bald auseinander.

Die Wagner'schen Geschwister schwiegen über den Vorfall, und selbst die Mutter hatte nur eine leise Ahnung, daß ihr heißblütiger Richard die Veranlassung zu diesem Fiasko geworden war.

„Der Bethlehemitische Kindermord" kam thatsächlich auch später nicht zur Aufführung; aber kein Mitglied der Familie Wagner konnte jemals das kleine Regiebuch in die Hand nehmen, ohne jenes verunglückten Theaterabends zu gedenken.

Der große Dichter-Komponist hat jene Ohrfeige der energischen Schwesterhand niemals ganz vergessen.

Ein Lichtblick der Seele.

Es war eine kleine ausgewählte Gesellschaft, die sich in den einfachen, ziemlich beschränkten Räumen der Frau Geyer animirt hin und her bewegte.

Das alte Klavier hatte tüchtig herhalten müssen und war ganz besonders sorgsam gestimmt worden; denn kein geringerer Gast als die Schröder-Devrient hatte sich angemeldet.

Sie war innig befreundet mit allen Mitgliedern der Familie Wagner und besonders Albert und Rosalie hatten viel Verkehr mit der genialen Künstlerin.

Ihre großen Gastrollen gab sie wohl meist in den vornehmen Brockhaus'schen Gesellschaftsräumen, aber heute wollte sie einmal nur für ihre engsten Freunde da sein.

So brannte denn der kleine runde Kronleuchter, die Lichte am Spiegel und dem Klavier und alles war festlich geordnet.

Mit der Einfachheit der damaligen Zeit und den bescheidenen Verhältnissen der Familie machte die Häuslichkeit der Frau Geyer einen unendlich wohlthuenden Eindruck.

Sie selbst war eine interessante Frau und verstand es, mit köstlichem Humor ihre Unterhaltungen zu würzen. Frohsinn und heitere Laune herrschten immer in ihrer Umgebung und dieses Erbtheil des köstlichen Humors ist auch auf ihre Kinder übergegangen, die alle ein gut Theil mit auf ihren Lebensweg hinausgenommen haben.

So hatte denn auch heute Frau Geyer in

fröhlicher Hast eigenhändig das letzte Licht entzündet, als der geehrte Gast mit Lachen hereinstürmte. Wilhelmine umarmte herzlich die würdige Frau und begrüßte alle übrigen mit Lebhaftigkeit.

„Gott sei Dank, Kinder, daß ich einmal ein wenig ganz unter uns sein kann! Bei Euch ist's herrlich sein! Guten Abend, Albert, was macht die Stimme; das Dresdner Theater ad acta gelegt? Theuerste Rosalie, was gibt's für eine neue Rolle; Klara, kleine Nachtigall, wie geht's mit den Trillerketten, es soll ja unheimlich sein mit der italienischen Coloratur; Cäcilie und Richard, wie lange habe ich Euch nicht gesehen!"

So an jeden ein freundliches Wort richtend, nahm sie auf dem Sofa Platz und trank die ihr angebotene Tasse Thee.

Und dann wurde Musik gemacht. Unermüdlich war Wilhelmine im Singen, Albert

begleitete, und still in die tiefe Fensterbrüstung gelehnt, stand unbeweglich Richard Wagner und ließ den ganzen Zauber der Töne auf sich einwirken.

Es war, als ob ein Schleier von seinen geistigen Augen fiel; er stand an einem Wendepunkte seines Lebens. Zum ersten Mal fühlte er voll und ganz das Wesen und die Wirkung des dramatischen Ausdrucks; er war aus einem unbewußten Traume erwacht.

Seine Augen glänzten uud sein schmales, zartes Gesicht war vor Erregung totenbleich.

Gestalten auf Gestalten formten sich vor seiner Seele und vereinigten sich mit nie gehörter Tonfülle.

„Was ist Dir, Richard?" fragte seine Schwester Cäcilie, die ihn schon eine Zeitlang aufmerksam beobachtete. „Bist Du krank? Du zitterst vor Frost und doch ist es so heiß hier in unserm Stübchen!"

„Still, störe mich nicht, ehe sie wieder von mir weichen diese Gedanken, denen ich keine Worte zu geben wußte. Jetzt weiß ich, was ich will. Jetzt gilt es einen Kampf wagen gegen die ganze deutsche Musik. Sie muß noch etwas anderes erstreben, als was bis jetzt geleistet wurde. Entschuldige mich bei der Gesellschaft, störe mich nicht; ich habe eine ganze Nacht vor mir zu meinem Werke!"

Er drückte der besorgten Schwester zärtlich die Hand und schlich sich dann leise aus dem Gemach.

Jetzt hatte die Schröder-Devrient ihre Arie ausgesungen. Man schwieg; der Eindruck war zu mächtig gewesen.

Einen Augenblick tiefe Stille in den freundlichen Räumen. Die Töne verklangen leise, die Künstlerin brach endlich in fröhliches Lachen aus.

„Um Gotteswillen, keine Sentimentalitäten,

Kinder, gebt mir eine Tasse Thee und laßt mich singen und glücklich sein!"

„Nein, für diese Kehle keinen Thee!" rief Albert Wagner galant, indem er mehrere Flaschen Sect aus einem kleinen Eisbehälter hervorholte.

„Und das besorgte ich! —"

„Sie sind unbezahlbar, Albert, kommen Sie her und geben Sie mir einen Kuß. Solche Musikerseelen verstehen doch einander wunderbar. Wo ist der kleine Richard, er soll auch seinen Antheil haben!" —

Ja, wo war der kleine Richard? Fort aus der munteren Gesellschaft, hatte er sich in sein kleines Stübchen eingeschlossen.

Man klopfte vergebens, er öffnete nicht.

„Ich bin krank, o laßt mich, ich bin krank!" rief er bittend hinaus.

Und die Geschwister quälten ihn nicht mehr; sie kannten seine Eigenart.

Er hörte aus den Nebenzimmern Wilhelminens wundervollen Gesang und er saß aufgestützt mit weit offenen Augen, und es arbeitete hinter dieser mächtigen Stirn.

Die Musik nebenan hörte auf. Der Abend war zu Ende und die Nacht brach herein. Noch saß der Jüngling bewegungslos. Das Drama in der Musik beschäftigte ihn unaufhaltsam. Wie konnte er in der überzeugendsten Weise damit vortreten?

Er wußte, die Welt würde ihn nicht verstehen, und doch — in diesen stillen einsamen Nachtstunden verarbeitete er in sich die ganze große Aufgabe seines Lebens. —

Der Morgen begann zu dämmern, und es wurde laut um den blassen Träumer.

Die Schwester klopfte besorgt an die geschlossene Thür und Richard ging, um zu öffnen.

„Mein Gott, wie siehst Du aus!“ rief sie entsetzt, als sie in das geisterbleiche Gesicht

ihres Bruders blickte. „Du bist krank, mein armer Junge. Ich werde die Mutter holen!“

„Bei Leibe nicht, Cile,“ unterbrach schnell Richard Wagner das junge Mädchen und faßte in seiner heftigen leidenschaftlichen Art ihre Hand, sie fest zu sich auf seinen Stuhl ziehend.

„Jetzt weiß ich es, seit gestern Abend bestimmt; ich werde ein Componist, der den Leuten unbekannte Bilder aufstecken wird, etwas, was noch nicht dagewesen ist, will ich ihnen vorführen, sie aufrütteln aus ihrem Gefühlsdusel; Cile, Dein Bruder wird ein bedeutender Mensch, oder aber er crepirt in einem dunklen Winkel der Erde ungesehen von fremden Augen!“

Und wie er so vor ihr stand, in seiner glühenden, alles mit sich fortreißenden Begeisterung mit den fliegenden Haaren, den strahlenden Augen und dem totenbleichen Antlitz; da glaubte die kleine Cäcilie an die einstige

Größe und Bedeutung ihres Lieblingsbruders wie an das Evangelium!

„Ja, Richard!“ sagte sie, voll hoher Bewunderung ihren liebsten Jugendgespielen betrachtend und sanft seine Hand streichelnd. „Ja, ich weiß, Du wirst einst ein großer Künstler werden und Ehre und Stolz über Deine Familie bringen!“

„So hoffe ich, aber jetzt schweige gegen alle! Weder die Mutter noch die Geschwister dürfen von meinen neuen Eindrücken und Stimmungen erfahren. Das bleibt mein Geheimnis. Geh, Cile, und laß mich allein. — Ich muß schreiben und arbeiten und alle meine Energie bethätigen; kämpfen für meine Sache; ich weiß, es wird nicht leicht sein.“

Cäcilie stellte den Kaffee des Bruders auf den Tisch, nöthigte ihn noch einmal freundlich doch etwas zu genießen, und verließ dann geräuschlos das Stübchen.

In der Familie hatte ein jeder seine Beschäftigung; man ließ also auch Richard ruhig gewähren.

Niemand mischte sich in seine Pläne, und niemand von den Seinigen hätte auch daran geglaubt. Vorläufig blieb nur seine jüngste Schwester seine treue Anhängerin und gläubige Verehrerin.

Indessen arbeitete er Tag und Nacht rastlos an der Composition einer Oper: „Das Liebesverbot", in die er versuchte, alle seine neuen Eindrücke und Stimmungen hineinzulegen.

Da trat auch plötzlich äußerlich eine Wendung in seinem bis dahin ziemlich einförmigen Lebensgange ein. Es ward dem jungen Musiker die Musikdirektorstelle am Magdeburger Theater angeboten. Ein großer Schritt und verheißend für seine Thätigkeit.

Er trat hinaus aus dem traulichen Familien-

kreise in die Welt, der er fortan angehören sollte.

„Halte Dir Wort, mein Bruder, halte Dir Wort!“ flüsterte beim Abschied weinend an seinem Halse hängend die kleine Cäcilie und lächelte unter Thränen dem Scheidenden verständnisvoll zu.

Er drückte ihr nur fest die Hand, und ein strahlender, kühner Blick traf die geliebte Schwester.

Die Welt aber weiß, ob er Wort gehalten, wie er sich durchgekämpft, wie er gerungen.

Wie oft er jenes Abends gedacht im trauten mütterlichen Hause, wo ihn zuerst ein Lichtblick der Seele erleuchtet und seinen verschlungenen Lebenspfad ihm vorgezeigt, das hat er viele Jahre später seiner Schwester Cäcilie vertraut.

An Paris.

Wie schwer macht es oft die Menschheit ihren späteren Lieblingen, sich empor zu arbeiten aus den engen Verhältnissen in denen sie geboren und erzogen. Achtlos schreitet die hastende Welt an dem unbekannten Genie vorüber, und weiß nichts von einer Größe, der sie später huldigend und bewundernd zu Füßen liegt.

Nachfolgende kleine Episode aus dem Jugendleben des großen Dichterkomponisten, von ihm selbst erzählt, giebt Zeugnis davon. Jetzt schwärmen die Pariser für die Opern des genialen Meisters und haben seinen Erben als

Tantième für die Aufführungen in Frankreich im abgelaufenen Halbjahre 1895 hunderttausend Francs ausbezahlt und damals eilte er frierend und mittellos durch die stolzen Straßen der ehrwürdigen Stadt. Dieselbe Stadt, die jetzt seinem Namen entgegenjauchzt und das Theater stürmt, um einen Platz zu erlangen.

Das ist das Bild des Lebens.

Es war wohl des jungen Künstlers traurigste Zeit und dennoch hat er sie muthig durchgekämpft, wenngleich er nie ohne Rührung derselben gedachte.

Es war ein bitter kalter Winter. Der letzte Tag vor Weihnachten war hell und klar, halb Paris auf den Beinen. Ein unabsehbarer Strom eleganter Wagen ergoß sich aus dem Faubourg St. Germain bis weit hinauf die Alleeen der Champs-Elysees.

Die klare Wintersonne vergoldete alles um-

her und warf ihren Schein über die hastende Welt.

Die Menschheit lachte dem kommenden Feste entgegen. Jeder eilte einzukaufen, um Geliebte zu erfreuen. Dazu nach trüben Schneetagen auf einmal lichter Sonnenschein.

Wie schön ist doch die Welt, wie schön das sonnige Paris. —

Aber es war ein trügerischer Schein; bald umzog sich der Himmel und ein heftiges Schneegestöber trieb die fröhliche Menge eilends unter ihre schützenden Dächer.

Nur die zarte Gestalt eines jungen Mannes harrte geduldig aus und kämpfte muthig gegen Wind und Schnee. Er schüttelte sich die Flocken aus dem dichten Haar und schützte sorgsam ein Packet, das er unter dem Arme trug. Er legte den weiten dünnen Mantel darüber und summte fröhlich ein Liedchen, indem er rüstig ausschritt.

Theilnahmlos ging Paris an dem unscheinbaren Jüngling vorüber, der unbekannt erst schwer sich eine Existenz zu gründen suchte. Aber er hatte Muth und Ausdauer und wie an jenem Wintertage dem Schnee und Regen entgegen, bot er auch den harten Stürmen des Lebens eine kühne Stirn.

Richard Wagner war der rastlose Wanderer, der dem Schneesturm trotzend eilig seinen Weg verfolgte.

Er lebte seit einiger Zeit in Paris mit seiner jungen, heißgeliebten Frau und es galt nun zu schaffen und zu erwerben. Er hatte nicht gerechnet, nicht gehört auf die ernsten Ermahnungen der Mutter und aller derer, die es gut mit ihm meinten; sein leidenschaftliches glühendes Künstlerherz gab sich voll und ganz seiner ersten Jugendliebe hin. Er mußte sie die Seine nennen und schmiedete sich die

goldenen Fesseln, die seine großartig angelegte Natur dann nicht zu tragen vermochte.

In Kummer und Leid, in Noth und Entbehrung haben die beiden getreulich an einander gehangen, alles mit einander durchkämpft und die Sonne des kommenden Glückes hat sie von einander gerissen und wenigstens ihn seinen Jugendtraum von Liebe und Seligkeit vergessen lassen.

Ich kannte Minna Wagner persönlich. Ich sah sie im Hause der Frau Cäcilie Avenarius, und daß diese Schwester, die ihren Bruder abgöttisch liebte, bis zum Tode mit der verlassenen Frau die innigsten Beziehungen unterhielt, spricht am besten für Minna Wagner.

Sie war noch im höheren Alter eine anmuthige feine Erscheinung mit interessanten lieblichen Zügen und schönen klaren Augen. Wie reizend mußte sie in blühender Jugend ge-

wesen sein, als Glück und Liebe sie umstrahlten! —

Richard Wagner schritt also eilig durch die beschneiten Straßen von Paris bis in die entfernte Wohnung seiner Schwester Cäcilie, die an den Verlagsbuchhändler Avenarius verheirathet war und ebenfalls in Paris wohnte.

Endlich hatte er das Ziel erreicht; aber es galt noch vier Treppen hoch zu steigen.

Richard seufzte, aber es half nichts, also munter weiter. Er faßte energisch sein Packet und pustete immer höher und höher. Er sah aus wie ein leibhaftiger Schneemann und ließ sich auch nicht die Zeit, den Schnee von Rock und Hut zu entfernen.

Auch das war überwunden; er stand an der Thür und zog die Glocke.

Die Schwester öffnete ihm selbst.

Vor Verwunderung trat sie einen Schritt zurück.

„Himmel, Richard, wie siehst Du aus!“ rief sie und zog den Erstarrten schnell hinein, „Du willst wohl Knecht Rupprecht vorstellen, aber meine Kinder werden sich zu sehr fürchten! Komm herein und stärke Dich, mein armer Junge!“

„Nein, Eile, habe keine Zeit, muß Stunden geben, Du weißt sonst heißt's Hungerpfoten saugen, aber eine Bitte habe ich und Du wirst mir meine Weihnachtsfreude nicht verderben. Ich habe nämlich eine leidliche Einnahme gehabt und da bin ich hingegangen und habe für meine kleine Frau eine Gans gekauft, sieh hier!“

Und damit wickelte er sein Packet aus und überreichte der Schwester einen recht ansehnlichen Vogel des Gänsegeschlechts.

„Sei so gut und brate sie mir, ich hole sie mir morgen selbst wieder ab. Minna darf aber ja nichts davon erfahren. Das gute Weib

erträgt alles so geduldig mit mir! Und nun Adieu, Schwesterchen!"

Er war schon wieder bis an der zweiten Treppe als ihm Frau Cäcilie nachrief:

„Du, Richard, hast Du Dir auch den Taufschein geben lassen, mir scheint das Gänschen schon bei Jahren, am Ende ist's gar ein Gänserich?"

„Schad nichts," Cile, rief Richard fortstürmend. „Ist sie alt, sind wir beide desto jünger und haben gute Zähne!"

Die Gans wurde also gebraten, aber leider hatte Frau Cäcilie recht gehabt, und der delikate Vogel wollte gar nicht weich werden und brauchte viele Stunden, bis er einigermaßen genießbar war!

Als Richard Wagner am Weihnachtsmorgen sich seinen Gänsebraten holte, lachte ihm seine Schwester schelmisch entgegen.

„Höre Richard", sagte sie, „mein kluges

Brüderchen, etwas möchte ich Dir doch noch als Kompott zum Braten mit auf den Weg geben. „Eines schickt sich nicht für Alle," Schuster bleib bei Deinem Leisten! Man kann ein guter Musiker und Dichter und doch ein schlechter Gänsekenner sein!"

„Du hast recht, Eile!" erwiderte Richard Wagner zufrieden lachend: „Ich habe mich nie mit Gänsen abgegeben!"

Damit nahm er seinen sorgsam eingepackten Korb und eilte heim zu seiner reizenden Frau, die überglücklich diese Aufmerksamkeit ihres geliebten Mannes für das schönste Geschenk erklärte, das sie jemals erhalten!

Die Zahl „13“ in seinem Leben.

Eine kleine Notiz des Mr. W. J. Gates, des bekannten englischen Kritikers, im Newyorker Musical Courier über die Zahl 13 im Leben Richard Wagners ruft mir eine Episode aus der Kinderzeit des kleinen Richard ins Gedächtnis, die mir seine Schwester Cäcilie erzählte. Es scheint, als habe der Knabe instinktiv diese werdende Bedeutung der verhängnisvollen Zahl auf verschiedene Begebenheiten seines Lebens vorausgefühlt. Es hat ihm diese Zahl anfangs manche Thräne und

manches ironische Lächeln von Seiten seiner Angehörigen und Freunde eingebracht.

Frau Cäcilie erzählt nun Folgendes über die unselige 13:

Unsere Mutter war eine geistreiche, kluge Frau, der nichts ferner lag als Aberglaube und kindische Furcht vor eingebildeten, unerklärlichen Dingen; und wenn die rege Phantasie meines Bruders seine kleine Welt mit mannigfachen wunderbaren Geschöpfen bevölkerte, so führte sie ihn in ihrer drastischen, lakonischen Weise mit einigen Worten in die Wirklichkeit zurück.

„Nicht zu überspannt, mein Junge!“ pflegte sie halb lächelnd, halb ärgerlich dem Erregten zuzurufen, wenn er gar zu sehr von der Erde sich erhob und mit seinen Schilderungen in das bunte Fabelreich flog. „Man muß sich doch vernünftigerweise dabei etwas denken können. Deine Drachen sind zu grausig und Deine Riesen zu

groß. Thue von jedem etwas ab, und sie sind denkbar."

„Aber, Mutter, man soll sie sich eben nicht denken können! Nichts kann grausig und mächtig genug sein. Man muß sich eben furchtbar fürchten!

„Aber mein Sohn fürchtet sich doch nicht. Furcht haben ist etwas Unwürdiges."

„Nein, Mutter, gewiß nicht vor Menschen! aber das sind doch übersinnliche Dinge!"

„An die Du doch nicht glaubst?"

Richard schwieg und Schwester Klara lachte ihm ins Gesicht.

„Natürlich glaubt er daran. Meerjungfrauen, gepanzerte Cyklopen, geflügelte Ritter jagen bunt durch sein fruchtbares Gehirn. Brüderchen, mir graut vor Dir! Du pflegst Umgang mit allem möglichen unheimlichen Gesindel. Soll ich Dir einmal Deinen etwas sehr verrückten Kopf zurecht setzen?"

Das muntere Mädchen faßte das störrische Haupt des jüngeren Bruders neckisch mit ihren beiden Händen und schüttelte es hin und her. „Gelt, Mutter,“ rief sie schelmisch, „er ist abergläubisch! Wahr und wahrhaftig, er ist abergläubisch! Er glaubt nicht nur an Hexen und Kobolde, sonder auch — höre und staune — an die Zahl 13!“

„An die Zahl 13?“

Die Mutter blickte verwundert auf ihren ob solchen Unsinns angeklagten Sohn. Derselbe hatte sich energisch aus den Händen seiner lachenden Schwester befreit und wollte eilig zur Stube hinausfliehen, als der Mutter Stimme ihm zu bleiben gebot.

„Richard, wie verhält sich die Sache?“

Der Knabe warf seiner neckenden Schwester einen nicht eben sehr freundschaftlichen Blick zu und trat dann gehorsam vor den Stuhl seiner Mutter. Auch ich, die ich in der Stube

weilte, eilte an das Fenster zu meinem geliebten Bruder, um ihn nöthigenfalls vertheidigen zu können.

Richard aber berichtete:

„Wir haben neulich in der Rechenstunde die Buchstaben unserer Namen zusammengezählt, und da traf es sich, daß ich der Einzige von allen Jungen war, dessen Buchstaben 13 betrugen. R 1, I 2, C 3, H 4, A 5, R 6, D 7, W 8, A 9, G 10, N 11, E 12, R 13. Diese Zahl aber soll eine Unglückszahl sein.

Man leitet ihre Bedeutung vom heiligen Abendmahl her, wo die an der Tafel Sitzenden 13 waren. Christus und seine 12 Jünger. Christus ward verrathen und mußte sterben. Seitdem hat sich der Glaube im Volke gebildet, wenn 13 Personen an einem Tische zusammen essen, muß Einer von ihnen in dem nämlichen Jahre sterben.

Ueberhaupt ist nach dem allgemeinen

Glauben die 13 eine Unglückszahl. Auch mein Geburtsjahr zusammengezählt, 1 + 8 + 1 + 3 ergiebt wieder 13. Das habe ich meinen beiden Schwestern Klara und Cäcilie vorgerechnet und gemeint, ich würde wohl auch ein Unglücksrabe sein.“

„Ein dummer Junge bist Du!“ sagte die Mutter verweisend. „Laß mich nicht noch einmal solch albernes Zeug von Dir hören!“ Damit war die Sache für diesmal erledigt; aber auch nur für den einen Tag.

Jedenfalls dachte die Mutter nicht im Entferntesten mehr an die Unterredung. Meine Schwester Klara und ich hatten die ominöse 13 auch vergessen, aber Richard ging nicht so schnell darüber hinaus, was er sich einmal in seinen Kopf gesetzt. Er grübelte und dachte und hatte jedenfalls gute Freunde, die ihn in seiner Ansicht bestärkten.

Vielleicht hatte er auch darüber gelesen,

kurz und gut, seine Scheu vor der unheiligen 13 befestigte sich immer mehr in seiner Seele und wurde fast zur fixen Idee.

Er wurde schweigsam und nachdenklich und hing den Kopf und trug sich sogar mit ernsten Todesgedanken, weil er 13 Buchstaben in seinem Namen hatte, 1813 geboren war und die Zahl zusammengezählt 13 ergab.

Eines Tages kam Schwager Brockhaus mit Schwester Louise zum Besuch; Rosalie, Ottilie*) und Klara hatten einige Freundinnen, mit denen gesungen und Theater gespielt worden; wir selbst waren eine zahlreiche Familie, und als wir uns dann zu einem frugalen Abendessen an den langen Speisetisch setzten, waren wir eine ganz ansehnliche Versammlung.

Es ging etwas eng zu, aber desto gemüthlicher.

---

*) Schwester Richards, Gattin des Professors Brockhaus.

„Ich begreife nicht, unser Tisch ist doch für zwölf Personen, wie es heute so ungewöhnlich eng sein kann!“ meinte die Mutter und gebot uns Kindern, näher zusammenzurücken.

„Ei, Mutter!“ rief Klara. „Du hast nicht richtig gezählt, 12 Personen faßt unser alter guter Tisch wohl, aber wir sind ja heute 13.“

„13! Himmel, welch ein Mißgeschick!“

Mir fiel plötzlich meines Bruders ahnungsvolle Furcht vor dieser Unglückszahl ein, und ich blickte scheu meinen Tischnachbar von der Seite an. Wie ein Gespenst so fahl und wesenlos saß Richard, vor Entsetzen gelähmt, auf seinem Stuhle.

Der Bissen blieb ihm im wahren Sinne des Wortes im Halse stecken, die Augen sahen starr vor sich nieder; er war vollständig vernichtet, fassungslos.

Zum Glücke bemerkte von der ganzen Ge-

sellschaft keiner diese schnelle Veränderung außer mir. Ein energischer Stoß ermunterte Richard und brachte ihn wieder einigermaßen zu sich selbst.

Er genoß nichts mehr und war nur zufrieden, als er sich endlich von der verhängnißvollen Tafel unauffällig entfernen konnte. Aber was half es, er hatte doch gegessen, und das vom Himmel herabgeholte Verhängniß mußte ihn treffen.

Geduldig und schweigend ergab er sich in das Unvermeidliche des Geschicks und wartete ruhig auf seinen Tod.

Seine duldende Resignation entging denn auch den Geschwistern nicht, und als sie den Grund davon erfuhren, wurde er natürlich ausgelacht und tüchtig geneckt. Aber er glaubte allen Ernstes an seinen Tod. Unsere Mutter achtete nicht dieses unreifen Seelenzustandes ihres Lieblings und verbot ernstlich den Ge=

schwistern, besonders der lustigen Schwester Klara, jede Neckerei, die sich auf die unselige 13 beziehen konnte.

„Er wird sich wiederfinden,“ sagte sie, „denn er ist eine gesunde Natur!“

„Hm!“ meinte Bruder Albert, „Du denkst, liebe Mutter, es ist nur ein kleiner Uebergang; wie der Fuchs zum Hasen sagte, als ihm das Fell über die Ohren gezogen wurde. Immerhin etwas gefährlich bei Richards großartig angelegtem, reizbarem Charakter!“

„Nein, er arbeitet sich durch und wirft die Schlacken über Bord. Besser früher als später; laßt ihn ruhig machen! Er verliert nichts bei diesem Insichgehen.“

Und so geschah es nach der Mutter Gebot. Richard war fleißig und nachdenklich, und da er von Tag zu Tag vergeblich auf sein Ende wartete, fing der junge Philosoph an, etwas mehr aus sich herauszugehen.

Er intonirte nicht nur Todtenmärsche, sondern sang und pfiff auch heitere Melodien. Die Sanftmuth seines Wesens verlor sich allmälig, er widersprach in immer mehr und mehr heftiger Weise, er zankte mit Gespielen und Geschwistern, er herrschte und befahl, kurz, er wurde bald wieder ganz der Alte, der er früher gewesen, und der gefährliche Uebergang war glücklich überwunden.

Richard war vollkommen von dieser Dreizehnmanie geheilt. Auch von den Geschwistern ward niemals etwas davon erwähnt.

Fast hatte ich die ganze Geschichte vergessen, als mein Bruder nach vielen Jahren einmal wieder darauf zurückkam. Er schrieb mir über sein Lieblingskind, den „Tannhäuser", der zu seinem großen Aerger in Paris durchgefallen war.

„Denke Dir, Cile, wie konnte ich auch Glück haben mit diesem Schmerzenskinde; die

unselige 13 fängt an, mich wieder zu verfolgen. Als ich die letzte Note in der Partitur vollendet und das Datum darunterschrieb, merkte ich, daß es ein 13. April war; bon, die Sache kann gut werden, dachte ich. Nun, wie gedacht, so geschehen.

Nach langem Hin- und Hergezerr kommt endlich das Unglückswurm zur Aufführung, und was ist es für ein Datum? — Der Teufel hole die ganzen Kalender! — Wieder die vermaledeite 13. (13. März 1861.) Ist das nicht Schicksalstücke!“

Also hatte mein Bruder doch noch nicht so ganz seine Dreizehnmanie aus der Kinderzeit überwunden oder vielmehr vergessen. —

Bis hier die Mittheilungen der Frau Cäcilie.

Noch einmal hat die verhängnißvolle Zahl 13 in dem Leben des großen Dichterkomponisten eine bedeutungsvolle Rolle gespielt.

Als er, müde, Taktstock und Feder niederlegte, um sich auszuruhen von Müh’ und Arbeit, Kampf und Sorge, Liebe und Haß, Anfeindungen, Ehren und Ruhm, als sein schweres Tagewerk vollendet, und er geschafft für alle Zeiten, da war es wieder eine 13., die im Kalender verzeichnet stand.

Richard Wagner starb am 13. Februar 1883.

So hat also doch die Zahl 13 in dem Leben des großen Dichterkomponisten eine gewisse Bedeutung gehabt.

Inhaltsverzeichniß.

Druck von Gottfr. Pätz, Naumburg a. S.

Druck von Gottfr. Pätz, Naumburg a. S.

JOHANN MESSERER
BUCHBINDEREI
MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schilling, Anna

Aus Richard Wagner's Jugendzeit

Berlin 1898

Mus.th. 5180 zaq
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11868473-5